



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Mitteilungen des Vereins für Geschichte an der Universität Paderborn

14,2 (2001)

---

# MITTEILUNGEN

des Vereins für



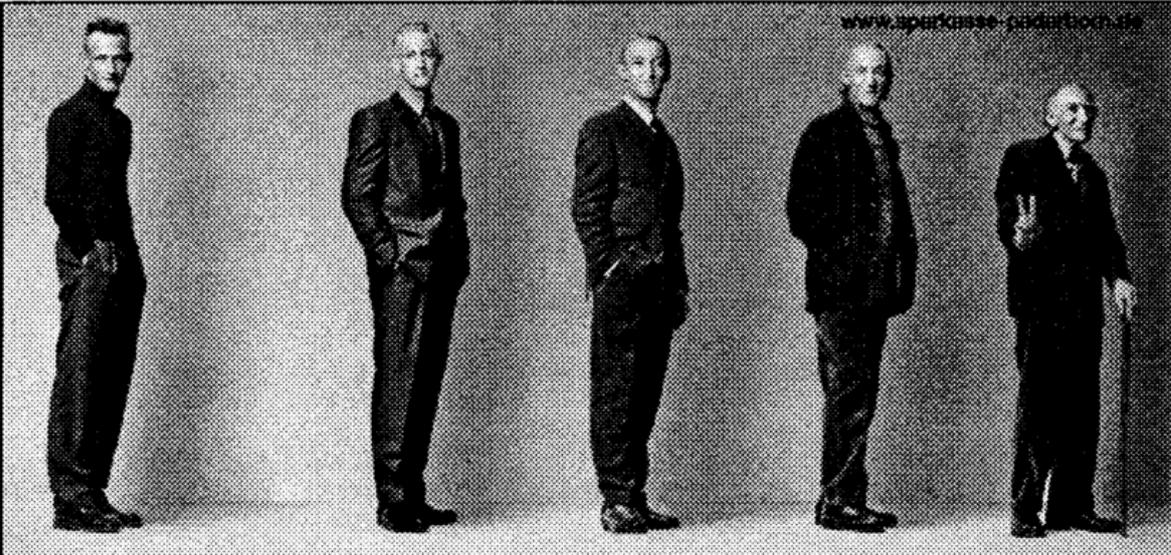
Geschichte an der

Universität Paderborn



Nr. 14, 2001

Heft 2



**BEI UNS STEHEN NICHT NUR SIE IM MITTELPUNKT.  
SONDERN AUCH IHRE ZUKUNFT.**

**PrivatVorsorge**

**DIE RENTENREFORM IST VER-  
ABSCHIEDET. SICHERN SIE SICH JETZT  
DIE STAATLICHE FÖRDERUNG AB 1. 1. 2002.**

**Sparkasse Paderborn**

● produktiv ● kreativ ● innovativ



Wer die Sparkassen-PrivatVorsorge hat, hat weniger Sorgen im Alter. Mehr dazu erfahren Sie bei uns. Fragen Sie uns. Wenn's um Geld geht - Sparkasse .

# MITTEILUNGEN

des Vereins für



Geschichte an der

Universität Paderborn

Nr. 14, 2001

Heft 2

Titelbild: Abbildung zum Beitrag von Marcus Nümann, Die Kloppe der sächsischen Hausfrau im 8. Jh. n. Chr., S. 147.

#### **IMPRESSUM**

Mitteilungen des Vereins für Geschichte an der Universität Paderborn Nr. 14, 2001, Heft 2.

Herausgeber: Verein für Geschichte, an der Universität Paderborn  
Stettiner Str. 42, 33106 Paderborn  
Dr. Margit Naarmann, Prof. Dr. Frank Göttmann, Prof. Dr. Jörg Jarnut

Redaktion: Stefanie Dick, Piepenturmweg 5, 33100 Paderborn  
Ansgar Köb, Borchener Str. 84, 33098 Paderborn  
Roland Linde, Pfulstr. 10, 32805 Horn-Bad Meinberg  
Andreas Neuwöhner, Fechteler Str. 12d, 33100 Paderborn  
Michael Ströhmer, Faulensieksweg 11a, 33034 Brakel  
Peter Tilly, Lüneburger Str. 32a, 29223 Celle  
Claudia Weskamp, Hillebrandstr. 4, 33102 Paderborn

E-Mail-Adresse: [PeterTilly@aol.com](mailto:PeterTilly@aol.com)

ISSN: 1437-6660

Für den Inhalt der namentlich gekennzeichneten Beiträge zeichnen die Autoren verantwortlich.

## INHALT

### *Aufsätze*

- KAI HASENBEIN, „Willst Du, dass wir mit hinein in das Haus Dich bauen, lass' es Dir gefallen, Stein, dass wir Dich behauen!“ Tiefe und Intensität nationalsozialistischer Gleichschaltung am Beispiel des Westfälischen Sängerbundes und des Paderborner MGV „Liederkranz“ .....84
- HEINRICH STIEWE „Fundamentaler“ Wandel? Ländlicher Hausbau des 16. Jahrhunderts in Ostwestfalen und an der mittleren Weser.....105
- MARIE-LUISE KLEIN/WIEBKE LAMPRECHT, Turn- und Sportvereine in Paderborn im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert.....128

### *Miszellen*

- ANNETTE HENNIGS, Tagungsbericht Archiv- und Sammlungsgut zur Zwangsarbeit in Deutschland 1939 bis 1945 – Topographie und Erschließungsstrategien.....140
- JULIANE KERZEL, Kurzbeschreibung der „Planungswerkstatt Erinnerungskultur: Geschichte in Ostwestfalen-Lippe 1933-1945. Wege der Erinnerung“ .....146
- MARCUS NÜMANN, Die Kloppe der sächsischen Hausfrau im 8. Jh. n. Chr. ....147

*Rezensionen* ..... 150

*Vereinsnachrichten* ..... 157

*Autorenverzeichnis* ..... 160

**„Willst Du, dass wir mit hinein in das Haus Dich bauen, lass‘ es  
Dir gefallen, Stein, dass wir Dich behauen!“**

**Tiefe und Intensität nationalsozialistischer Gleichschaltung am  
Beispiel des Westfälischen Sängerbundes und des Paderborner  
MGV „Liederkranz“**

*von Kai Hasenbein*

**I. Einleitung**

Welche propagandistisch-politische Bedeutung der Musik und der Gleichschaltung von musiktreibenden Vereinen im Dritten Reich zukommen sollte, ließ Adolf Hitler bereits in „Mein Kampf“ anklingen: „Wer die breiten Massen gewinnen will, muss den Schlüssel kennen, der das Tor zu ihren Herzen öffnet.“<sup>1</sup> Eine Schlüssel- und besonders zentrale, das öffentliche Leben regelrecht prägende Funktion als Instrumentarium der Machtergreifung, Herrschaftserhaltung und ideologischen Mobilisierung wurde der Musik im Allgemeinen und dem politischen Lied und seiner manipulativen Kraft im Besonderen zugeschrieben: Politisch funktionalisierte Musik war im Nationalsozialismus allgegenwärtig; das Singen hatte einen hohen kulturellen Stellenwert und war zentraler Bestandteil des gesellschaftlichen Lebens.

Im Zuge der Gleichschaltung versuchten (verbands-)politisch einflussreiche Kräfte, den „Deutschen Sängerbund (DSB)“ als Monopolverband des deutschen vaterländisch-männerbündischen Sängerwesens, das ohnehin in weit zurückreichenden nationalen bis nationalistischen Traditionen stand, zu instrumentalisieren, umzuformen und mit spezifisch nationalsozialistischen Elementen zu durchsetzen.<sup>2</sup> Inwieweit dieser Anspruch realisiert werden konnte, soll dieser Aufsatz beispielhaft aufzeigen, indem er die Entwicklung des Westfälischen Sängerbundes und des Paderborner MGV „Liederkranz“ unter der nationalsozialistischen Diktatur verfolgt.

Während kaum Zweifel daran besteht, dass die Führungsebenen des DSB und seiner Unterverbände bis hin zu einzelnen Vereinsführern mit willfährigen und/oder mehr oder weniger überzeugten NSDAP-Funktionären bzw. -Handlangern besetzt wurden, die ihrerseits die postulierten politisch-weltanschaulichen Inhalte nachdrücklich umzusetzen versuchten, ist die Frage ungelöst, ob und in welchem Maße diese Anlehnung an das System auch für die breite Sängerbasis galt und welche Non-Konformitäten oder Grenzen es dabei möglicherweise gab. Somit gilt es, die vielgestaltigen Vereinnahmungsziele meist übergeordneter administrativer Ebenen in ihrer

<sup>1</sup> In: Adolf Hitler: Mein Kampf. München 1930, S. 271.

<sup>2</sup> Immerhin beheimatete der DSB am 1. Januar 1935 die hohe Zahl von insgesamt 24.480 Chören auf Reichsgebiet.

Wirksamkeit und „Basistauglichkeit“ zu überprüfen sowie mögliche Disparitäten zwischen Ideal und Wirklichkeit transparent werden zu lassen, um so mentalitäts- und sozialgeschichtliche Erkenntnisse über die tatsächliche Tiefe und Intensität der Gleichschaltung zu gewinnen.

So ist dieser Aufsatz einerseits ein Beitrag zur Kontinuitätsdebatte, in der die Frage nach (kulturellen) Entwicklungssträngen innerhalb der deutschen Geschichte aufgeworfen und nach dem spezifisch „Neuen“ des Nationalsozialismus gefragt wird. Wichtig erschien mir auch, die populäre Meinung einer Allmacht nationalsozialistischer Herrschaft ohne persönliche oder soziale Rückzugsräume sowie der allumfassend-tentakelgleichen Strahlkraft der Propaganda kritisch zu durchleuchten: Trifft die verbreitete Vorstellung von der „willenlosen, verführbaren Masse“ hier zu? Hat es im Sängermilieu beispielsweise Ansätze zu Verhaltensmustern wie kritische Distanz, missfällige Äußerungen oder Leistungsverweigerung gegeben?

Meines Erachtens sind Entwicklung und Funktion des bürgerlichen Männergesangs im Dritten Reich innerhalb der Forschung bislang nicht ausreichend gewürdigt worden: Immerhin zählte männerbündisches Singen in Deutschland zur „rituellen Kernzone des organisierten Nationalismus“, in der die „gesellige Freizeitsphäre des Alltags“ mit politischen Gesinnungsäußerungen verbunden wurde.<sup>3</sup> Als enorm mitgliederstarker Verband ordnete sich der Deutsche Sängerbund nach verlorenem Ersten Weltkrieg der „nationalen Opposition“ zu und arbeitete so Hand in Hand mit den militant-nationalistisch und rechtsextremistisch gesinnten Kräften gegen die „Weimarer Erfüllungspolitik“.

Dieser Aufsatz ist eine erheblich gekürzte Fassung meiner Staatsexamensarbeit zum Thema „Die nationalsozialistische Gleichschaltung des deutschen Männergesangs“: Ursprünglich erfolgte hier nach einer umfassenden Analyse verschiedener Verbandspublikationen (vor allem: Deutsche Sängerbundeszeitschrift „DSBZ“), Festschriften und Liedsammlungen eine vergleichende Untersuchung von Überlieferungen der Männergesangsvereine MGV „Liederkrantz“ Paderborn und MGV „Frankonia“ Nürnberg. Der Schwerpunkt dieses Aufsatzes liegt aus gegebenem Anlass auf den Befunden zum westfälischen Beispiel, daher werden die Ergebnisse zur „Frankonia“ nicht näher behandelt und höchstens zur besseren Vergleichsmöglichkeit punktuell herangezogen.

<sup>3</sup> Vgl. Klenke, Dietmar: Der singende „deutsche Mann“. Gesangsvereine und deutsches Nationalbewusstsein von Napoleon bis Hitler. Münster 1998, S. 202. -

## **II. Rahmenbedingungen der Gleichschaltung – Die Umformung des Deutschen Sängerbundes (DSB) zum Monopolverband der Sänger im Dritten Reich**

Nachfolgend werden jene Rahmenbedingungen näher beleuchtet, unter denen sich die Gleichschaltung des Deutschen Sängerbundes im Anschluss an die Machtergreifung vollzog:

Schon die Maßnahmen einer ersten Phase der Gleichschaltung des DSB von Januar 1933 bis April 1934 hinterließen deutliche Spuren im überkommenen Vereins- und Verbandsleben, besonders auf der Ebene der höherrangigen Funktionäre, wo die Gleichschaltung relativ schnell und reibungslos verlief. Einige der „Neuen Zeit“ wenig zuträgliche Gepflogenheiten des überkommenen Sängelerbens wurden bereits in den ersten Monaten nationalsozialistischer Herrschaft kritisch beäugt und teilweise angegriffen: Der Geselligkeitsfaktor wurde zugunsten einer schärferen Politisierung und Ausnutzung für propagandistische Zwecke beschränkt; Zusammenschlüsse zu „leistungsstärkeren Einheiten“ sowie die Betonung von Führergläubigkeit und Leistungswillen kennzeichneten den neuen Weg, den die Sängerschaft beschreiten sollte. Vorbereitet wurde außerdem die inhaltliche Umakzentuierung und Umstrukturierung des Liedgutes, das als potentiell „nationalerzieherisches“ Mittel immer größere Bedeutung gewann. Zumindest andeutungsweise lassen sich in den Verbandspublikationen schon unwillige Regungen auf verschiedenen Ebenen herausstellen, die jeweils wenig Einsicht hinsichtlich der einschneidenden Anordnungen dokumentieren.

Die vorbereitenden Gleichschaltungsmaßnahmen auf administrativer und institutioneller Ebene waren in einer zweiten Phase von etwa April 1934 bis Oktober 1935 im wesentlichen abgeschlossen. Was folgte, war der Versuch des immer stärkeren Vordringens zu den basisnahen Strukturen, also einzelnen Unterverbänden, Vereinen und den angeschlossenen Sängern des Monopolverbandes. Man näherte sich diesem ehrgeizigen Anspruch über eindringliches Werben für „Schulungslager“, mit dem Einführen systemkonformer Chorliteratur und dem Ausschluss wenig „nützlicher“ Stücke, über die Verpflichtung zur Teilnahme an den „Wertungssingen“ oder bewussten Eingriffen in die Fest- und Feierkultur.

In einer sich anschließenden dritten Gleichschaltungsphase bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges im September 1939 äußerte sich der Erfolg der Gleichschaltung auf institutioneller Ebene immer mehr: Der DSB stand - ganz im Sinne eines „nationalen Grundkonsenses“ zwischen den Nationalsozialisten und vaterländisch-nationalen Kräften - den innen- und außenpolitischen Maßnahmen und Erfolgen des Regimes positiv bis überschwänglich erfreut gegenüber, beteiligte sich an wahlpropagandistischen Werbefeldzügen und feierte jeden revisionistischen Erfolg Hitlers. Innerhalb seiner Verbandspublikationen präsentierte sich der DSB tatsächlich als freudiger Diener des Nationalsozialismus, der die Grenzen des o.g. Grundkonsenses - beispielsweise in antisemitischen Fragen - aber nur selten überschritt. Gleichzeitig zeigt

sich an der Frequenz der Berichte über widerstrebende Haltungen der Sängerschaft zudem, dass diese ein nicht zu unterschätzendes Problem gewesen sein müssen.

Mit Einsetzen des Krieges, gleichzeitig Beginn einer vierten Phase, schien sich das jahrelange Ringen um vaterländische Befreiung und nationale Hochwerte zu erfüllen. Die DSB-Bundesebene frohlockte ob dieser „gerechten Sache“. Kriegspropagandistisch als bedeutsam bewertet, wurde das vaterländische Lied zur psychologischen Waffe aufgerüstet. Die Kriegsbegeisterung des gleichgeschalteten DSB hielt bis zum Frankreichfeldzug an; ernüchert bis resignativ kommentierten die Sängerfunktionäre allerdings die weiteren Kriegereignisse: Vor allem der Russlandfeldzug gehörte nicht mehr zum „kleinsten gemeinsamen Nenner“, ebensowenig Rassenwahn und Antisemitismus, die sich in den Verbandspublikationen während der gesamten nationalsozialistischen Ära nur sehr rudimentär und äußerst verhalten nachweisen lassen.

Die Gleichschaltung des Dachverbandes und seiner Regionalbünde gelang also im wesentlichen: Vor allem die Verbandspublikationen mit ihrer systemkonformen Redaktionspolitik wurden mehr und mehr zu propagandistischen Schnittstellen zwischen den Ansprüchen des Regimes und einem vaterländisch ausgerichteten Massenverband. In Zeitschriften und Jahrbüchern wurden die erzwungenen Umstrukturierungen der Sängereffentlichkeit kundgetan und massiv sängerunspezifische allgemeine Propaganda publiziert. Verschiedene Gemeinsamkeiten des „nationalen Grundkonsens“ zwischen Sängern und Diktatur wurden dabei seitens der NS-Funktionäre und der Sängerführer - oftmals selbst überzeugte Nationalsozialisten - effektiv ausgenutzt. Hierzu gehörten beispielsweise die strikte Ablehnung des Versailler Vertrages mit all seinen Konsequenzen, ein militanter Revisionismus, die Projektion einer „Erlösungssehnsucht“ auf die Lichtgestalt eines Führers sowie die Verunglimpfung des Parteienstaates, des Parlamentarismus und der Republik. Ein Verlassen dieser weltanschaulich-politischen Überschneidungen in rassistische oder sozialdarwinistisch-völkische Sphären hätte möglicherweise zu Irritationen oder Beschädigungen des Schulterchlusses zwischen Sängern und NS-Regime geführt, wurde deshalb also vermieden. Unstrittig ist, dass der DSB aufgrund seiner jahrzehntelangen Traditionen ausreichende Anknüpfungspunkte für eine relativ leichte Gleichschaltung bot.

### III. Auswirkungen und Grenzen nationalsozialistischer Kultur- und Gleichschaltungspolitik am Beispiel des MGV „Liederkranz“ Paderborn

#### *Regionale Voraussetzungen - Die Gleichschaltung des Westfälischen Sängerbundes<sup>4</sup>*

Erstaunliche Ergebnisse hinsichtlich der Aufnahme und Umsetzung der Gleichschaltungspostulate auf mittlerer und unterer Ebene ergaben sich bei der intensiven Durchsicht der „Allgemeinen Sängszeitung“ aus Iserlohn, die als Regionalzeitschrift die „Rheinisch-Westfälische Sängszeitung“ und die „Südwestdeutsche Sängszeitung“ vereinte, und in deren Verbreitungsgebiet Paderborn lag: Deutliche Erscheinungen von Widerspruch und Kritik deckte meine Analyse ebenso auf wie einige recht gewagt-forsche Spitzen gegen die verbandspolitischen Vorgaben, denen zuweilen fast kabarettistischer Charakter innewohnte. Auffallend lange wurden zudem die Schwerpunkte der Berichterstattung über Wettstreite bzw. Wertungssingen aufrecht erhalten.<sup>5</sup>

Einige strukturelle und inhaltliche Verschiebungen innerhalb der ASZ belegen, dass sich die Redaktion seit 1933 in einer nur spekulativ zu bewertenden Mixtur aus ehrlicher Begeisterung und opportunistischer Motivation im gewissen Grade gleichschalten ließ. Doch insgesamt steht die Frequenz der politisch und propagandistisch motivierten Artikel in keinem Verhältnis zu der der DSBZ: Bis zum September 1933 zeigte sich die Redaktion von den Umwälzungen in Deutschland ziemlich unbeeindruckt und reagierte im Spätsommer zum ersten Mal auf die nationalsozialistische Machtergreifung mit einem Artikel des DSB-Vorsitzenden Georg Brauner, den die DSBZ schon am 20. Mai (!) abgedruckt hatte. Sicherlich nahm die Verknüpfung zwischen Verbandspolitik und nationalsozialistischem Staat auch innerhalb der ASZ einen gewissen Stellenwert ein, doch finden sich im Zeitraum zwischen 1933 und 1941<sup>6</sup> erstaunlich wenig Beispiele.

Deutlich bestätigen sich diese Befunde anlässlich der Kriegsentfesselung Hitlers im September 1939, denn hier übernahm die ASZ-Redaktion lediglich den DSBZ-Kriegsaufruf des damaligen Bundesführers Meister. In der einen Monat später erscheinenden Ausgabe 10/1939 fiel den Redaktionsmitgliedern trotz der breiteste

<sup>4</sup> Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert war der Deutsche Sängerbund über das gesamte Reichsgebiet relativ gleichmäßig mit untergeordneten, regionalen Mitgliedsbünden vertreten. Einen „weißen Fleck“ bildeten lediglich das Rheinland und Westfalen, was eng mit der Wettstreitkultur verknüpft sein könnte. Verschiedenen Anläufen und Vorformen des Zusammenschlusses sowie unter dem (Ein-)Druck eines „nationalen Geschlossenheitspostulates“ folgte 1908 die Gründung des „Westfälischen Provinzial-Sängerbundes“, dem sich ein ansehnlicher Teil der Vereine anschloss. - Regional betrachtet zählte Paderborn als Heimatstadt des MGV „Liederkranz“ im Nationalsozialismus übrigens zum Gau „Westfalen-Nord“.

<sup>5</sup> Die Regionalzeitschrift war ohne Frage erheblich weniger systemkonform als das Bundesorgan DSBZ, da die ASZ deutlich eingeschränkter politisch und propagandistisch ausgerichtet war. Zudem ist ihre Linie nicht eindeutig bestimmbar: Zum Betragen der Vereine oder zum Aufkommen des „neuzeitlichen Liedgutes“ finden sich beispielsweise breitgefächerte Bewertungsspektren.

<sup>6</sup> Hier wurde das Erscheinen eingestellt.

Volksschichten in Atem haltenden Kriegsereignisse nichts weiter ein, als die DSB-Satzung von 1934 als „Aufmacher“ erneut abzudrucken. Auffällig ist auch, dass die Redaktion in den Jahren 1938 und 1939 einen durchaus als umfangreich zu bezeichnenden Platz unpolitischen Themen einräumte.<sup>7</sup> Gegensätzlich zur zunächst kriegsbegeistert anmutenden Stimmung in der DSBZ reagierte die ASZ ohne jeglichen Überschwang.<sup>8</sup> Auf der Titelseite der Ausgabe 11/1939 wurde im Beitrag „Krieg und Chorgesang“ nicht etwa motivierend eingewirkt, sondern eine depressive Stimmung an der „Heimatfront“ offen benannt: Es sei „halt Krieg. Lähmend legt sich mit diesem Wort bleierne Schwere auf alle Betätigung zumeist bei denen, die mit dem Krieg am wenigsten zu tun haben“. Noch immer seien trübseligen Tagen auch wieder sonnen- durchflutete gefolgt - eine Darstellung, der jegliche kriegspropagandistische Elemente fehlen.<sup>9</sup> Insgesamt zeigt sich also eine redaktionelle Unterstützung nationalsozialistischer Kriegstreiberei, die über ein „Pflichtprogramm“ nicht hinausgeht. Auch rassistische Hetze findet sich innerhalb der ASZ nur begrenzt.

Für die Gleichschaltungsmaßnahmen im Bereich des Liedgutes ist die Befundlage differenzierter: Einerseits wurde die besondere volkserzieherische Funktion des Liedgesangs betont<sup>10</sup>. Musik sei dem Deutschen ein „nationales Bedürfnis“. Daneben finden sich aber zahlreiche unauffällige, durch nüchternen Pragmatismus gekennzeichnete Rezensionen und Beiträge, die sich beispielsweise mit der idealen Ausrichtung und Gestaltung eines Chorkonzerts befassen, ohne eine gesteigerte vaterländische oder radikal-nationalistische Konnotation zu besitzen.<sup>11</sup>

In einer dritten Artikelgruppe wurden das Liedgut betreffende „Segnungen“ der neuen Zeit schärfstens und mit teils deutlicher Polemik kritisiert: Trotzig bemerkte beispielsweise Theo Koob in seinem ganzseitigen Beitrag „Was wird aus unserem Männergesang?“,<sup>12</sup> dass sich alle Verfügungen, die dem chorischen Singen zuwiderlaufen, zwangsläufig „abschleifen“ würden: Der DSB, dem bissig vorgeworfen wurde, außer Vorschriften und überzogener Beitragserhebung nichts zu leisten, solle nur herabsteigen in die Sphäre der Vereine: Dort werde ihm der richtige Weg, „den er gehen muss, der nicht zu umgehen sein wird“, schon gewiesen. Als Grund für die harsche Kritik nannte Koob „ernste Briefe aus den Sängerkreisen“, in denen sich das Meinungsbild widerspiegele, dass „sich die Sänger mit dem neuen Chorgut absolut

<sup>7</sup> ASZ 6/38, S. 65: „Richtig atmen“ / „Gesund und schön durch Singen“ / ASZ 3/39, S. 26: „Darf man im Theater husten?“

<sup>8</sup> Drückt sogar Friedenssehnsucht aus: ASZ 12/39, S. 112; Eva Schaper, Iserlohn „Frieden im deutschen Land“: Die Autorin beschwor in einem lyrischen Beitrag eine „Insel des Friedens“.

<sup>9</sup> Einige Beiträge während des Krieges werden aus dem Bundesorgan DSBZ übernommen, beispielsweise die Aufrufe zum Winterhilfswerk, zum Sängerdienst an der Heimatfront und die Widmungen zum Sängerbund (vgl. Abschnitt 6.4).

<sup>10</sup> „Die singende SA“ ASZ 10/34, S. 132.

<sup>11</sup> ASZ 3/36, S. 6: „Das Chorkonzert - wie es sein soll“.

<sup>12</sup> ASZ 1/35, S.3.

nicht anfreunden können“. Der Autor zitierte sogar aus Einsendungen, in denen die durch den DSB herausgegebenen Pflichtchöre in Frage gestellt wurden, und zog daraus freimütig den Schluss, dass es nicht genüge, „vom grünen Tisch aus sich in Vorschriften zu ergeben, sondern die Herren, die (Chorliteratur, K.H.) schreiben wollen, sollen zuvor einmal in die Vereine gehen.“ Theo Koob wunderte es keineswegs, dass die Sänger ihren Vereinen regelrecht davonliefen, denn „diese Stimmen, die absolut nicht vereinzelt dastehen, geben doch zu denken.“

Einer verbitterten Abrechnung mit dem politisch gewünschten Stil des „Neulandes“ glich auch der Artikel eines anonymen Autors „B.“,<sup>13</sup> der als einen der schwerwiegendsten Gründe für die Krise und den allmählichen Mitgliederrückgang im Männerchorwesen den „tiefgehenden Widerwillen gegen den Zwang zu gewissen ‚Neuland‘-Pflichtchören“ sah. Falls es Sängern, Dirigenten und dem Publikum eines Tages erlaubt sei, eigenhändig über das ihnen aufgezwungene „Neuland“ abzustimmen, „dann könnten die maßgeblichen Kreise manches Urteil hören!“ Mit dem neuzeitlichen Liedgut, dessen fortwährendes „Hervorkehren des Heldischen“ (!) eher abstoßend als gewinnend sei, habe der deutsche Männergesang niemals zum Volksgut werden können. Zum Schluss seiner Ausführungen trieb der anonyme Autor den Ausdruck seines Missfallens auf die Spitze: „Aber, wenn in Zukunft ‚maßgebende Kreise‘ den deutschen Sängern ironisch zurufen: ‚Ach, ihr mit euern melodischen Chören‘, dann dürfen sie sich nicht wundern, wenn es ihnen im Hinblick auf manche, auf dem Neuland gewachsenen Pflichtchören entgegenhallt: ‚Viel besser als euer gestanztes Blech!‘“ Dies ist eine ausgesprochen gewagte Spitze, in der wesentliche Elemente der mit größtem Einsatz und Ernsthaftigkeit betriebenen Gleichschaltungspolitik dem vaterländischen Sängermilieu gegenüber nicht nur in Frage gestellt, sondern teilweise der Lächerlichkeit preisgegeben wurden („gestanztes Blech“).

Geradezu erbittert kämpfte man innerhalb der Regionalzeitschrift auch um die Erhaltung der Wettstreitkultur, die in einem Beitrag als „Lebensbedingung der Chöre“ verteidigt wurde.<sup>14</sup> Das Verbreitungsgebiet der ASZ erstreckte sich über jene Landstriche, die mit besonderer Hingabe diese Form des sängerischen Wettkampfes pflegten, der allerdings mit den kulturpolitischen Grundsätzen des Nationalsozialismus - beispielsweise im Hinblick auf die gemeinschaftsstiftende und volksverbindende Kraft des Liedes sowie die „Erhabenheit der vaterländischen Ideale“ (Klenke) - empfindlich kollidierte. Zu Zeiten der Weimarer Republik waren nicht unerhebliche Anteile der ASZ der Wettstreitkultur, der Vor- und Nachberichterstattung entsprechender Veranstaltungen sowie Terminübersichten gewidmet.

<sup>13</sup> ASZ 10/38, S. 105.

<sup>14</sup> ASZ 12/1934, Dr. Fritz Stege.

Mit den beginnenden Gleichschaltungsmaßnahmen hielten Redaktion und Gastautoren<sup>15</sup> relativ unbeeindruckt an den überkommenen Traditionen fest. Gleichsam mit dem grundsätzlichen Erlass Georg Brauners vom 25.10.1933, in dem er die Wettstreite bis auf wenige Ausnahmen verbot, wurde Protest kundgetan: „Mit banger Besorgnis“ beobachte man das „unverständliche“ Verbot dieser innig geliebten Veranstaltungen.<sup>16</sup> Mit dem Beginn des Jahres 1934 schrumpften die Wettstreittafeln deutlich zusammen, immer wieder fielen geplante Veranstaltungen ohne Angabe näherer Gründe aus.

Die Situation spitzte sich weiter zu: Zur Kraftprobe wurde das Wertungssingen des Kreises „Niederrhein und Ruhr“, an der sich eine größere Anzahl Vereine nicht beteiligen wollte. Während einer Sitzung in Duisburg wurde daher der Beschluss gefasst, sich ablehnend verhaltende Vereine drei Jahre lang zu ächten. „Was soll man dazu sagen?“ war der ratlose Kommentar der Redaktion, fest davon überzeugt, dass „zur Aufrechterhaltung des Wettstreitverbotes kein stichhaltiger Grund“ vorliege: „Wettstreite: das war perlender deutscher Schaumwein. Wertungssingen: das ist der schwache Ersatz“, wurde Adolf Prümers aus seinem „Tonkunst“-Artikel „Das bürgerliche Konzert“ zitiert. Zudem bezeichnete er die Ächtung der widerstrebenden Vereine als einen „schlechten Fastnachtsscherz“<sup>17</sup> und verteidigte die Wettstreite energisch, denn sie „waren Magneten von ungeheurer Kraft des Willens, der Opferbereitschaft und der Kameradschaft: Sie waren ideale Schulungslager (!) für Sänger, Dirigenten und Komponisten.“<sup>18</sup> Mutig gelangte Prümers zu der Überzeugung, gerade die Wettstreite könnten zur Integration derer in die Volksgemeinschaft beitragen, „die sich heute noch nicht völlig freuen können über Adolf Hitler und sein herrliches Werk“. Oftmals geflissentlich Verschwiegendes wurde hier in politisch beinahe leichtsinniger Deutlichkeit ausgesprochen.

*Wirkungen und Grenzen der Gleichschaltung  
am Beispiel des MGV „Liederkrantz“ Paderborn*

### 1. Allgemeines

Die ostwestfälische Domstadt Paderborn beheimatete im 19. und 20. Jahrhundert eine Reihe gesangstreibender Vereine: Der MGV „Liederkrantz“ Paderborn ging am 23. April 1893 nach einigen Störungen der Binnenverhältnisse aus der Zerrüttung des bestehenden Gesangvereins „Unter uns“ hervor. 1906 zählte der Chor immerhin 50 aktive Mitglieder, drei Jahre später begann mit der Gründung des Westfälischen Sängerbundes auch die Mitgliedschaft des Liederkranzes im Deutschen Sängerbund. Die

<sup>15</sup> Vgl. Paul Ritzler, Vorsitzender des MGV Essen, ASZ 3/33.

<sup>16</sup> ASZ 12/33.

<sup>17</sup> ebd.

<sup>18</sup> ebd.

Durchsicht der vor 1933 überlieferten Konzertprogramme und Auftrittsverzeichnisse erweckt den Eindruck, als habe der Liederkranz grundsätzlich in der Nähe vaterländisch-nationaler Empfindungswelten und der politisch-ideologischen Ausrichtung des übergeordneten DSB gestanden.<sup>19</sup>

Als problematisch erwies sich im Zuge der Aufarbeitung der Vereinsgeschichte, dass nicht unerhebliche Teile des vereinseigenen Archivbestandes offensichtlich dem Bombenangriff auf Paderborn vom 27. März 1945 zum Opfer fielen: Neben dem Vereinslokal Güntermann am Markt wurde auch der vom Vereinsmitbegründer Ludger R. erbaute Notenschrank mit Notenmaterial und Protokollbüchern zerstört bzw. verbrannt. Am 13. März 1946 befließigte sich der langjährige Vorsitzende Ernst Z.<sup>20</sup> darin, aus den erhaltenen Beständen und eigener Erinnerung wesentliche Züge und Eckdaten der Vereinsgeschichte zu rekonstruieren.<sup>21</sup> Fraglich bleibt hierbei, inwieweit die Historie des Chores nachträgliche Glättungen, Beschönigungen oder Modifizierungen erfuhr.

Unbefriedigend ist zudem, dass die erhaltenen Protokolle, Korrespondenzen, Mitgliedereingaben und Statistiken im wesentlichen nicht über die Geschäftsjahre 1937/38 hinausreichen. Gleiches gilt für die Konzertprogramme.<sup>22</sup> Abgemildert wird dieses auch nicht durch die Angabe Z.s, dass „infolge des dauernden Alarms und der feindlichen Fliegertätigkeit“ von 1939 bis 1945 keine größeren Vereinsveranstaltungen abgehalten wurden.<sup>23</sup> Denn im Sinne der Kriegspropaganda betätigten sich die dem Verein verbleibenden Sänger sehr wohl „in jedem Kriegsjahr“ für die verwundeten und kranken Soldaten und Lazarettinsassen in Paderborn und Neuhaus durch kleinere Konzerte und den alljährlichen Weihnachtsfeiern. Von erheblichem Interesse wäre in diesem Zusammenhang die Überlegung gewesen, auf welche Weise - beispielsweise mit welchen Gesangsstücken - es die Liederkränzler vermochten, den Lebenswillen und die Motivation der Ausgelagerten zu reanimieren. Auch die entsprechenden Berichte der Tagespresse wären aussagekräftig gewesen, hätten aber den Rahmen der diesem Aufsatz zugrunde liegenden Examensarbeit gesprengt.

Die letzte große Aktivität des Vereins war die Karnevalssitzung vom 24. Februar 1939. Ähnliches gilt nach Aussage des 1. Vorsitzenden für den Probenbesuch: „Durch

<sup>19</sup> Im Juli 1925 veranstalteten die Sänger ebenso einen „Rheinliederabend“ wie im Juni 1926, im August 1927 umrahmte der Chor eine Verfassungsfeier u. a. mit „Volk“ von Hans Heinrichs, im Juli 1932 nahm das vereinseigene Doppelquartett „siegreich“ am „nationalen Wettstreit“ in Eupen teil, im gleichen Monat fuhren 10 Sangesbrüder zum Sängerbundesfest nach Frankfurt. 12 Monate später beteiligte sich der Verein geschlossen an der 25-Jahr-Feier des Westfälischen Sängerbundes in Dortmund, im August 1932 fand eine Verfassungsfeier mit vaterländischer Chorliteratur wie „An die deutsche Nation“, „Volk“ oder „Deutschland, mein Vaterland“, usw. statt.

<sup>20</sup> Vorsitzender von 1925 bis 1967.

<sup>21</sup> Im Archivbestand des Paderborner Stadtarchivs unter V 20/90 verzeichnet.

<sup>22</sup> Die letzte erhaltene Auflistung dieser Art ist das Karnevalsprogramm aus dem Jahre 1938.

<sup>23</sup> In: V 20/90.

Einberufungen zum Militär, Abkommandierungen und Schanzarbeiten im Westen lichteten sich die Reihen der Sänger mehr und mehr. Eine kleine tapfere Schar fand sich jedoch jede Woche dienstags abends im ehemaligen Vereinslokal Güntermann und übte teils neue, teils alte kleinere Chöre unter der jeweiligen Leitung von Clemens S., Bernhard D. und Lehrer I.“

Zwölf Tote beklagte der Liederkranz insgesamt während des nationalsozialistischen Regimes, davon waren vier gefallen und drei während des o. e. Bombenangriffes umgekommen. Im Oktober 1945 wurde die Proben­tätigkeit unter der Leitung von Clemens S. wieder aufgenommen, wobei sich etwa 25-30 Sänger nach einer kurzen Anlaufphase einfanden. Weihnachten 1945 gab der Verein ein erstes kleines Konzert in der Wärmehalle des Kaufhauses Klingenthal. 1969 schlossen sich der MGV „Eintracht“ Paderborn und der Liederkranz zum „Paderborner Männerchor“ zusammen.

## 2. Mitgliederentwicklung

Im Anschluss an die nationalsozialistische Machtergreifung wurden die bislang selbstständigen Sängerkreise Paderborn und Büren zum „Sängerkreis Paderborn-Büren“ zusammengefasst, der fortan 39 Vereine mit über 1.000 Sängern zählte.

Die Befunde zur Mitgliederentwicklung des Liederkranzes sind dramatisch: Bestand der Chor 1933<sup>24</sup> (1932) noch aus 108 (115) Aktiven und 70 (95) Passiven, so reduzierten sich diese Werte innerhalb zweier Jahre<sup>25</sup> auf 53 Aktive und 45 Passive, was einer Dezimierung des maßgeblichen Aktiven-Bereiches um über 50 Prozent entspricht. Im darauffolgenden Geschäftsjahr konnte dieser steile Niedergang abgefedert werden: Die Bestandszahlen erholten sich derart, als dass zum 1. Januar 1936 jeweils genau 60 Mitglieder in beiden Abteilungen gemeldet wurden. Doch nur zwölf Monate später brachen die Sängerzahlen erneut ein: Nur noch 42 Aktive und 35 Passive hielten dem Liederkranz am 1. Januar 1937 die Treue.<sup>26</sup>

## 3. Aspekte der Gleichschaltung in Geschäftsberichten und Korrespondenzen

Bei der Sichtung der verfügbaren Quellen zur Vereinsentwicklung unter der nationalsozialistischen Diktatur fällt auf, dass die Paderborner Chorführung eine recht pragmatische Einsicht für die „neuen“ Umstände der Vereinsarbeit zur Schau stellte: So gab eine Durchschrift des „Fragebogens zur Lage des Deutschen Chorwesens“ vom 14. Oktober 1935 an das „Amt für Chorwesen und Volksmusik“ in Berlin die Auskunft, dass die Vereinsfunktionäre die letztlich dramatische Sängerfluktuation vorwiegend auf die anderweitigen Tätigkeiten im nationalsozialistischen Staatsgefüge<sup>27</sup>,

<sup>24</sup> Zahlen jeweils vom 1. Januar.

<sup>25</sup> 1. Januar 1935.

<sup>26</sup> Für die weiteren Geschäftsjahre liefern die Materialien keine weiteren Informationen; alle bisherigen aus V 20/8.

<sup>27</sup> SA, Arbeitsfront, Luftschutzdienst, politische Leiter; aber auch Sportvereine.

daneben auf die wirtschaftliche Situation und ein - wie auch immer zu verstehendes - mangelndes Engagement des neugefassten Sängerkreises, abschoben. Die Chorführung hoffte, dass den Mitgliedern durch dienstliche Freistellungen schon bald wieder Gelegenheit gegeben werde, am Probenbetrieb teilzunehmen. Gleichzeitig forderten die Liederkränzler angemessenere Vergütungen im Falle staatspropagandistischer Einsätze bei Veranstaltungen nationalsozialistischer Verbände und Institutionen. Auffällig ist, dass hier nicht etwa ein zu hohes Maß kritisiert wurde: In den Feierkanon des Systems involviert zu sein, schien die Sänger bzw. ihren Vorstand nur wenig zu belasten.<sup>28</sup>

Scheinbar war der Umstand, dass die breite „Dienstpflicht“ der Bevölkerung unabwendbare Einbußen auch im Leben der Geselligkeitsvereine bedeutete, als axiomatische Tatsache und notwendige Begleiterscheinung der „Neuen Zeit“ akzeptiert. Geradezu auffallend ist, wie wenig Appelle, Vorstandskorrespondenzen, Abmeldungen, kritische Mitgliebereingaben oder Ermahnungen überörtlicher Stellen auffindbar sind. Oberflächlich betrachtet müsste demzufolge innerhalb des Liederkranzes eine ungewöhnliche Ruhe geherrscht haben, was sicherlich so nicht zutreffen kann, da beispielsweise die Mitgliederentwicklung dagegenspricht. Fraglich bleibt in diesem Zusammenhang auch, inwieweit einerseits die Aussagen des o.g. Fragebogens überhaupt wahrheitsgemäß gegeben wurden und ob andererseits die quellenmäßige Überlieferung vollständig ist.

Zu einem Zeitpunkt, an dem der Verein innerhalb zweier Jahre fast die Hälfte seiner Sängerschaft verloren hatte, verfasste der Vorsitzende Z. am 23. September 1934 das in dieser Form einzige überlieferte, ermahnende Rundschreiben: Der Vereinsführer bekannte dabei sogar, dass er durchaus gewillt sei, durch den Einsatz des Deutschen Liedes „allen Ernstes und mit regem Fleiss am Wiederaufbau unseres neuen deutschen Reiches“ zu arbeiten: „Sollen wir als Sänger nicht mit in erster Reihe stehen?“ Allerdings schien Z. dennoch nicht der Illusion erlegen, eine kompromisslose Linie in dieser Frage könne von Erfolg gekrönt sein. Daher solle das just erstellte Winterprogramm helfen, einen Konsens herbeizuführen, der die Mitglieder wieder in „Sängertreue und Sängerefreundschaft“ vereine. Trotz der „harten Zeit“ und eines schweren Kampfes auf gesanglichem Gebiet müsse der Liederkranz wieder auf die Höhe der Jahre 1930/31 geführt werden. Rege Teilnahme setzte Z. gleich mit einer nationalen Pflichterfüllung: „Darum raff Dich auf, lieber Sangesbruder, denke und handele als deutscher Sänger.“<sup>29</sup>

Nicht immer sind Nähe oder Ferne zum Regime eindeutig bestimmbar: So fragte der DAF-Kreiswart am 24. Januar 1938 beim Vorsitzenden Z. an, ob der Liederkranz gewillt sei, gemeinsam mit der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ an Großver-

<sup>28</sup> V 20/8.

<sup>29</sup> V 20/26.

anstaltungen kulturellen Charakters sowie regelmäßigen Betriebsfeiern mitzuwirken, zusätzlich im Rahmen von Kulturwochen auch zusammen mit anderen Chören aufzutreten. Die Fragen dürften letztlich rhetorischer Natur gewesen sein, und wenig euphorisch fiel auch das Antwortschreiben aus, in dem Z. mit erstaunlicher Emotionslosigkeit feststellte, dass es schon immer Aufgabe und Ziel des Liederkranzes gewesen sei, durch seine Veranstaltungen das kulturelle Leben Paderborns zu fördern, und dass man daher die Anfrage der DAF bejahen könne, in der Hoffnung, „dass durch unsere Mitwirkung weiterhin die Zusammenarbeit der Vereine gefördert und das Kulturleben auf musikalischem Gebiete einen weiteren Aufschwung erhält.“ Hinweise auf eine besondere eifrige Einsatzfreudigkeit des Liederkranzes lassen sich aus dieser verhaltenen und pflichtgemäßen Zusage nicht extrahieren.<sup>30</sup>

Dafür spricht möglicherweise auch der Umstand, dass Schriftführer Johannes R. dem Sängerkreisführer Ostermann mit erstaunlicher Nachlässigkeit erst am 6. April 1938 - und damit nach achtwöchiger Wartezeit - in einem Brief eingestehen musste, dass der Liederkranz nicht im Besitz der für das bevorstehende Wertungssingen geforderten Lieder war, obwohl sie allesamt in den Bänden des „Westfälischen Chorbuches“ von 1936/37 enthalten waren. Der Erwerb dieser zentralen Zusammenstellungen wäre für „zeitgemäß“ eingestellte Vereinsführungen sicherlich einem Pflichtbezug gleichgekommen.<sup>31</sup>

Überliefert sind zudem die Protokollberichte zu den Geschäftsjahren 1934 bis 1937:

Trotz der wachsenden propagandistischen und politischen Ansprüche an die Vereine, die als „Hortstätten des Deutschtums“ innerhalb des nationalsozialistischen Systems zu wichtigen, ernsthaft zu betreibenden volkserzieherischen Einrichtungen wurden, bot der Liederkranz neben den regen gesanglichen Tätigkeiten seinen Mitgliedern eine „Reihe aufmunternder Stunden“. Geselligkeit nahm angesichts beinahe monatlicher Veranstaltungen weiterhin einen zentralen Stellenwert ein.<sup>32</sup>

<sup>30</sup> V 20/24.

<sup>31</sup> Herausgegeben von der Gauleitung des Westfälischen Sängerbundes können die Westfälischen Chorbücher als maßgebliches Abbild verbandspolitisch-ideologischer Postulate im Bereich der Chorliteratur angesehen werden.

<sup>32</sup> Das belegen auch die erst 1939 eingestellten, großen und beliebten Karnevalssitzungen in der Schützenhalle, bei denen selbst konstituierende Wesensmerkmale nationalsozialistischer Weltanschauung - beispielsweise die militärische Dienstpflicht - humoristisch aufgearbeitet wurden: So werden am 9. Februar 1936 in der Karnevalsveranstaltung „Mensch, täll doch de Groschkens nit...!“ (Mensch, zähl' doch die Groschen nicht...!) die Anfänge beliebter Volkslieder zu einem neuen Schlager zusammengesetzt. In der dritten Strophe heisst es dann: „Das Wandern ist des Müllers Lust, im Wald und auf der Heiden, als ich zur Fahne fortgemusst, weiß nicht, was soll's bedeuten.“ Oder: Während der Sitzung „Van Tage geht et rund!“ (Heute geht es rund) wurde ein Sketch mit dem Titel „Das Doppelquartett war zur Musterung“ aufgeführt. - Reaktionen oder Pressestimmen sind leider nicht überliefert. V 20/18.

Der Geschäftsbericht 1935 ist vom Eigenlob auf die seitens des Vorstandes besonders vorangetriebene Integration „zeitgenössischen“ Liedgutes im Vereinsleben geprägt, denn „die vom Deutschen Sängerbund gelieferten Chorwerke werden in den Übungsstunden regelmäßig gesungen und das neue Liedgut in den Übungsstunden besonders gepflegt.“ Auch die „Musiksachverständigen“ der heimischen Zeitungen verwiesen in „anerkennenden Kritiken“ auf die Leistungsfähigkeit des Chores und stellten „mit Freuden“ fest, „dass der Verein auch das zeitnahe Liedgut in das Volk hineintrage.“ Laut Aussage des Vereinsprotokollanten förderte die Mitgliederschaft dieses Vorhaben durch Partizipation an Proben und Auftritten.

Schief wird diese Darstellung allerdings, wenn einige Zeilen später bekannt wird, dass selbst das erstmalige Einführen einer „Sommerpause“ als Verlegenheitsmittel den schlechten Probenbesuch der Sänger nicht zu steigern vermochte. Im Geschäftsbericht 1936 erging sogar ein „ernster Mahnruf“ an die Mitglieder: „Bleibt dem Liederkrantz treu und beteiligt Euch regelmäßig an den Vereinsveranstaltungen.“

Beachtlich ist, dass der Liederkrantz im Unterschied zu anderen Vereinen<sup>33</sup> scheinbar nicht wesentlich an seiner musikalischen Leistungsfähigkeit und seinem künstlerischen Ausdruck verloren hat: So bescheinigte Musikdirektor Ludwig aus Münster als Wertungsrichter des Wertungssingens vom 17. Mai 1936 in der Paderborner Schützenhalle dem Liederkrantz „seine Anerkennung für die vorgetragenen musikalischen Höchstleistungen.“ Für diese Einschätzung spricht auch die hohe Zahl an Zuschauern, die trotz „strahlenden Sonnenscheins“ erschienen waren. Angesichts der diesem offenbar hohen Niveau gegenüberstehenden Einbrüche im Mitgliederbestand kann wohl auf einen stimmungsgewaltigen Kern an Leistungsträgern innerhalb des Liederkrantzes geschlossen werden. Auch die Binnenverhältnisse dürften kaum empfindlich angespannt gewesen sein, denn nach wie vor bestimmten etliche Geselligkeitsveranstaltungen den vereinseigenen Jahreslauf.

1937 wurden moderatere Töne angeschlagen. Erstmals ging der Protokollant auf die immer einschneidender werdenden Maßnahmen im Männergesang ein: So sei „wie auf wirtschaftlichem, auch auf kulturellem Gebiet manche Neuerung zu verzeichnen. Die nachdenkliche Bestandsaufnahme schien ihren Grund zu haben: Denn in das Jahr 1937 fiel mit der geringsten Auftrittseteiligung<sup>34</sup> einer der Tiefpunkte und peinlichsten Momente der bisherigen Vereinshistorie.

Dennoch zeigte sich die Vereinsführung zufrieden mit der Beteiligung einer „stattlichen Zahl von Mitgliedern“ am Breslauer Sängerbundesfest 1937. Darüber hinaus habe man wichtige Anregungen hinsichtlich neuen und „wertvollen“ Liedgutes erhalten, das vom Liederkrantz „in seinen späteren öffentlichen Darbietungen verwertet worden ist“.

<sup>33</sup> Beispielsweise dem im Zuge meiner Staatsarbeit untersuchten MGV „Frankonia“ Nürnberg.

<sup>34</sup> Lediglich 23 Mitglieder erschienen zum 70. Jubelfest des MGV Liedertafel Fürstenberg.

#### 4. Die Kapitulation der Aufsichtsinstanzen vor den Vereinsegoismen beim Versuch eines Zusammenschlusses

Das „völkische Gesamtziel“ des Strebens der „Vielheit zur Einheit“ müsse mit der Zusammenführung auseinanderstrebender Kräfte vor Ort seinen Anfang nehmen<sup>35</sup>: Dieses war nur eine der nachdrücklichen Forderungen, die seit dem Spätfrühjahr 1933 von einflussreichen Sängerfunktionären immer stärker postuliert wurden. Sammlung sei das Ziel, nicht Zersplitterung, und wer sich der „Schaffung einheitlicher Fronten“ als fundamentalem Gebot der „Neuen Zeit“ widersetze, der lege nicht nur schändliche Vereinsegoismen und Eigenbrödlereien an den Tag, sondern dem müsse „jegliches nationalsozialistisches Denken und Handeln“ grundsätzlich abgesprochen werden.<sup>36</sup> Als härteste Sanktionsmaßnahme drohte die zwangsweise Auflösung der widerstrebenden Vereine. Dieser ersten Zentralisierungsoffensive Mitte des Jahres 1933 folgten rasch weitere verschärfende Reglementierungen und Maßnahmen.<sup>37</sup>

In Paderborn existierten 1933 immerhin sechs eigenständige Gesangsvereine: Fünf von ihnen waren dem Ostwestfälischen Sängerbund - und damit auch dem Westfälischen und Deutschen Sängerbund - angeschlossen, einer dem Bund Deutscher Liedertafeln. In der zweiten Hälfte des Jahres 1933 müssen erste Verhandlungen über den möglichen Zusammenschluss des Liederkranzes mit dem „Paderborner Männerchor von 1871 vorm. Gutenberg“ ins Leben gerufen worden sein.

Der Zusammenschluss dürfte für den Liederkranz aufgrund der für Anfang 1934 zu mutmaßenden Zahlen zum Mitgliederbestand keine überlebensnotwendige Maßnahme gewesen sein, die auch die Funktionärebene zu besonderer Rigorosität verleitet hätte. Über den Handlungsbedarf der Notwendigkeit einer Fusion kann nur spekuliert werden, weil sich ausgerechnet für den 1. Januar 1934 keinerlei Hinweise zum Mitgliederbestand finden. Dieser wird sich wohl irgendwo zwischen 108 (1. Januar 1933) und 53 Sängern (1. Januar 1935) bewegt haben.

Verlauf und Ergebnis dieses politisch nicht nur gewünschten, sondern letztlich mit Strenge verlangten Projektes legen eklatant die offensichtlich nicht zu unterschätzenden Disparitäten zwischen dem Anspruch des neuen Staates und der Wirklichkeit in den Untiefen der Basis dar, an der die einschneidenden gleichschaltenden Maßnahmen eigentlich greifen sollten. Genau jene „Nebenwirkungen“, die die Verbandsfunktionäre mit ihren Verordnungen und Appellen dringend zu verhindern suchten, traten in Paderborn geballt auf und verliehen dem Versuch der gemeinsamen Zukunftsgestaltung den leichten Beigeschmack einer Provinzposse. Denn letztlich trugen die Vereine gegenüber den Forderungen des Regimes einen glatten Sieg davon, der zu allem Überduss sogar den Westfälischen Sängerbund resignieren ließ.

<sup>35</sup> vgl.: DSBZ Nr. 23, 1933.

<sup>36</sup> In: DSBZ Nr. 35, 1933, S. 574.

<sup>37</sup> vgl. Kapitel 6

Am 5. November 1933 demonstrierten 130 Mitglieder der noch unabhängigen Vereine während eines gemeinsamen Konzertes Einigkeit. Auch die jeweiligen getrennten Generalversammlungen beschlossen am 13. und 14. Januar 1934 ebenso wie die Hauptversammlung am 21. Januar 1934 den Zusammenschluss und den gemeinsamen Namen „Männerchor - Liederkranz“. Doch ziemlich rasch verfielen einige Mitglieder des ehemaligen „Männerchors von 1871“ dem Glauben, zuviel der Seele ihres Stammvereins aufgegeben zu haben. Sie opponierten offenbar gegen den neuen Chor, dessen Binnenstrukturen sehr bald arg darunter litten: „Einige Unzufriedene über diesen Zusammenschluss (...) versuchen nun ihre früheren Mitglieder - die zu den Proben des großen Vereins regelmäßig erscheinen - zu beeinflussen und Missstimmung und Unfrieden in den nun geschaffenen großen Klangkörper zu bringen“, beklagten sich die Vorstandsmitglieder - offensichtlich von Liederkränzern dominiert - in zwei Briefen an Kulturwart Zarnitz aus Paderborn (20. Februar 1934) und an den Westfälischen Sängerbund in Herne (8. März 1934). Zu diesem Zeitpunkt waren die Fronten schon so verhärtet, dass sich beide Seiten gegenseitig unlautere Mittel vorwarfen und die „1871er“ offensichtlich an der Reinstallation ihres Vereinsgebildes arbeiteten.

Einige Tage später wandte sich der aus den Reihen des Liederkranzes stammende Schriftführer Bernhard L. mit einer Eingabe an die WSB-Geschäftsstelle in Herne und versuchte, den übergeordneten Verband von der Redlichkeit und Rechtmäßigkeit des neugebildeten Vereins zu überzeugen und die Quertreiber öffentlich anzuprangern, welche seiner Ansicht nach versuchten, „diese Mitglieder zu kränken und arbeitsunlustig zu machen mit der Begründung, dass sie durch den Zusammenschluss zu viel aufgegeben hätten.“ Die den Zusammenschluss Befürwortenden zeichne hingegen aus, die Zeichen der Zeit erkannt zu haben, denn „im ganzen deutschen Reiche“ sei man „unter unserem Führer und Volkskanzler dazu übergegangen und hat große Zusammenschlüsse getätigt; auch im Männerchorwesen. Und darunter hat bestimmt nicht die deutsche Sängersache gelitten. Mit neuer Kraft und neuem Geiste ist man in Einigkeit und Kameradschaft aufgetreten zur Hebung des Deutschen Liedes und des Deutschen Männergesangs.“ Fraglich bleibt, ob diese betont freudige Aufnahme staatlicher Zentralisierungsversuche wirklich in Gänze ernst zu nehmen ist, oder ob sie – opportunistisch begründet – nur die Waffe wider die Gegenspieler schärfen sollte, da man den gleichgeschalteten Verband in dieser Frage freilich auf seiner Seite wählen durfte. Denn gleichzeitig bat L. um Antworten auf einige organisatorische und vereinsrechtliche Fragen, in denen er geklärt wissen wollte, wer versammlungsberechtigt sei, ob der Zusammenschluss rechtsgültig sei, ob der WSB den neuen Verein aufnehme und wem die Vereinsvermögen zustünden.

Auch der seitens des Verbandes eingesetzte Schlichter Dr. Koeller aus Delbrück biss angesichts dieser Differenzen auf Granit: Am 19. Mai 1934 traf ein Funktionär des WSB, Konsek, die endgültige Entscheidung, dass der Zusammenschluss gelöst und die Selbstständigkeit beider Chöre wiederhergestellt werden solle. Zusammenge-

legte Vereinsutensilien wurden zurückgegeben. Nahe liege es, so Konsek, „dass sich ob dieses Entscheides Unzufriedenheiten ergeben, die in gegenseitigen Reibereien zwischen den Mitgliedern zum Ausdruck kommen“ könnten. Daher verpflichtete er bei Androhung der Auflösung, dass beide Vereinsführer dafür Sorge tragen sollten, dass Streitigkeiten nicht nur unterblieben, sondern dass sich jeder Verein für seinen Teil in „wahrer Sangesbrüderlichkeit befleissigt.“ Als Trennungstag ordnete er den 20. Mai 1934 an.

Auffällig ist, dass die politisch-organisatorischen Postulate eines alles zu beherrschen und auszurichten versuchenden Regimes überraschenderweise vor dem Eigenwillen eines festgefügteten Geselligkeitsvereins kapitulieren mussten: In Paderborn kam es zu offenen vereinsegoistischen Rivalitäten, die der zuständige Verband nur mit einer Verlegenheitslösung schlichten konnte. Bemerkenswert ist zudem, dass die Möglichkeit des Zusammenschlusses Jahre später, als die Vereinsarbeit unter dem Mitgliederschwund erheblich litt, nicht erneut aufgegriffen wurde. Dieses bestätigt erneut die Existenz von Grenzen nationalsozialistischer Gleichschaltung des gesellschaftlichen Lebens: Auch hier wurde gegen einen wesentlichen Aspekt nationalsozialistischer Gleichschaltungspolitik protestiert.

##### 5. Festkultur und Konzertprogramme des Liederkranzes

Bis zum Jahre 1937 ist die Aktenlage hinsichtlich der Konzertprogramme recht befriedigend, danach reißt sie völlig ab. Die seitens der Vereinsführung betonte bewusste Hinwendung zum zeitgemäßen Liedgut lässt sich anhand des vorliegenden Materials aber recht gut belegen:

Offenbar wurde der MGV Liederkranz von regionalen Polit-Funktionären als durchaus geeigneter Klangkörper betrachtet, der zu Kundgebungen und Feierlichkeiten den neuen Staat würdig zu repräsentieren vermochte: So umrahmte der Chor des öfteren verschiedene Veranstaltungen der Deutschen Arbeitsfront.<sup>38</sup> In die verbandspolitisch forcierte Bestrebung, das Volkslied in das Volk hineinzutragen<sup>39</sup>, reihte sich auch der Liederkranz ein, als er sich am 24. Juni 1934 am volkstümlichen Konzert zum „Tag des deutschen Liedes“ auf dem Schützenplatz beteiligte und in diesem Zusammenhang die Chöre „Mein deutsches Lied“, „Abendlied“, „Das Geheimnis“ und „Der Rhein“ intonierte. Obligatorisch waren für die teilnehmenden Vereine außerdem die Massenchöre „Untreue“, „Das Lied vom Rhein“, „Der gute Kamerad“ und „Wogen Himmel Eichen ragen“ als so genanntes „volksverbundenes“ Liedgut.<sup>40</sup>

<sup>38</sup> 22. Mai 1934: Große DAF-Kundgebung im Rahmen einer Propagandaaktion, zu der der Liederkranz das DAF-Lied und einen zeitgenössischen Beitrag zum Besten gab; 30. Oktober 1943: DAF-Feierstunde, zu der das DAF-Lied und ein zeitnahes Stück gesungen wurden. V 20/90.

<sup>39</sup> Vgl. ausführlich Kap. 6.

<sup>40</sup> V 20/90.

# Bauernerde

Kurt Eggers

Schwer pflügt der Pflug unter unserer Hand,  
tief schneiden die Furchen das trachtige Land,  
Bauernland.

Wo das Eisen sich schrammt am harten Stein,  
mag vor uns schon Blut geflossen sein,  
Bauernblut.

Der Acker hält uns in harter Fron,  
der Acker gibt uns nur kargen Lohn,  
Bauernacker.

Wenn schneidend die Sense die Halme mäht,  
ein Arbeitsjahr zu Ende geht,  
Bauernjahr.

Geschlecht um Geschlecht zieht auf Hof und Feld,  
ein ehern Gesetz unsre Art erhält,  
Bauernart.

Wenn die Erde den müden Leib ruft,  
wird zur Erde er in erd'ger Gruft,  
zu Bauernerde.

**Bauernerde** (Text: Kurt Eggers/ Melodie: Herrmann Simon: Pflichtchor von 1934, der schwermütig und schwülstig das harte Dasein des Bauernstandes beschreibt. Die nationalsozialistische Blut- und Bodenromantik verkörpernd, stieß der Chor offensichtlich auf nicht unerheblichen Argwohn innerhalb der Sängerschaft.

Ebenso wie die Sangesbrüder der Nürnberger Frankonia integrierte auch der Paderborner Chor die politisch und ideologisch konformen Chorwerke „Bauernerde“ und „Lied der Bauleute“ ins vereinseigene Programm, denen beiden eindeutige Versatzstücke nationalsozialistischer Ideologie innewohnten. Aufgeführt wurden sie beispielsweise während des Konzertes zum 43. Stiftungsfest am 3. November 1935:

II. 3b

**Für Deutschland**

H. Anacker

Herrmann Grabner

*Im Marschzeitmaß*

*mf*

1. Es zie-hen die Stan-dar-ten hin-aus zum al-ten  
 2. Der Füh-ter, der uns lei-tet, hat al-les wohl be-  
 3. Die gro-ßen Trommeln schla-gen, und Trom-meln tö-nen

*mf*

1. Tor, — da schaut aus ei-nem Gar-ten ein hold Ge-sicht her-  
 2. stellt, — daß je-der tap-fer strei-tet gen ei-ne gan-ze  
 3. gut. — Fahr wohl! Du sollst nicht kla-gen um un-ser jun-ges

1. vor.  
 2. Welt.  
 3. Blut.) Laß dich noch ein-mal küß-sen, du blon-des Mägde-

*cresc.*

1-3. lein! Und wenn wir sterben müs-sen: Für Deutschland soll es sein!

*cresc.* *f*

Für Deutschland (Text: H. Anacker/Melodie: Herrmann Grabner)

Hier folgte auf einen „zeitgenössischen“ Teil, in dem die o.g. Stücke gesungen wurden, ein zweiter Abschnitt mit „Chören der Romantiker“.

Stark beeinflusst vom vaterländischen und zeitgenössischen Liedgut war die musikalische Feierstunde zum 40-jährigen Chormeisterjubiläum des Dirigenten Bernhard G. am 7. November 1937, gleichzeitig das 45-jährige Stiftungsfest des Liederkranzes:

Neben einigen künstlerisch anspruchsvollen Stücken wurde der Zeit entsprechendes Liedgut in solchem Maße gewählt, dass eine örtliche Zeitung dieses in ihrer Rezension hervorhob und dem Chorleiter eine rege Nutzung desselben attestierte. Der Liederkranz handele im Sinne der nationalsozialistischen Führung. So heisst es beispielsweise im Artikel, dass „im Reiche unseres Führers deutsches Lied, deutsche Musik und deutsche Kunst wieder eine eindeutige Sinnggebung erhalten“ hätten, wobei „deutsches Lied das Band“ darstelle, „das alle deutschen Seelen umschlungen hält.“<sup>41</sup>

Vorgetragen wurde zum Beispiel „Für Deutschland“, dem eine starke Verherrlichung des Militärs und ein unerschütterlicher Führerglaube inhärent war. Der Opfertod auf dem Schlachtfeld wird hier billigend in Kauf genommen: „Und wenn wir sterben müssen: Für Deutschland soll es sein“, gab der tödlichen Verwundung in kriegerischer Auseinandersetzung einen erhabenen Sinn. Außerdem habe der Führer, „der uns leitet, alles wohlbestellt, dass jeder tapfer streitet gen eine ganze Welt.“ Hier wurden aus offensiver Perspektive Gewalthandlungen prophezeit, die als Weltkrieg schon bald bevorstanden, denn „die großen Trommeln schlagen, und Trommeln tönen gut.“ Die zentrale NS-Parole „Du bist nichts, Dein Volk ist alles“ wurde in der dritten Strophe verarbeitet, wo es hieß „Fahr wohl! Du sollst nicht klagen um unser junges Blut.“ Zur Banalisierung des Soldatenlebens als unbeschwert und heldisch trugen auch „Musketier sein's lustige Brüder“ und „Madel wink“ bei.

Einen national-religiösen Anstrich hatte das Chorstück „Fackelträger“, das Sänger und Zuhörer als „Kameraden“ ansprach und aufrief, „Fackelträger deutschen Glaubens“, „deutscher Liebe“ und „deutscher Hoffnung“ zu sein: „Heil'ge Lehre sollt ihr künden, Herz um Herz sollt ihr entzünden, und zu hohen Taten weihn“. Das Stück diente zur Verpflanzung nationalistischer Erlösungsversprechungen in die Volksgemeinschaft: Den noch Zweifelnden wurde Vertrauen gelehrt, „lasst sie ahnen, lasst sie schauen deutscher Zukunft Morgenschein!“<sup>42</sup>

Bemerkenswert bleibt allerdings, dass genuin nationalsozialistisches oder sogar antisemitisches Liedgut nicht gefunden wurde. Rassistische und radikal-nationalistische Befunde gab es an keiner Stelle des gesichteten Quellenmaterials.

<sup>41</sup> V 20/66.

<sup>42</sup> Die Liedbeiträge „Fackelträger“ und „Für Deutschland“ wurden öfters zu entsprechenden Anlässen aufgeführt, beispielsweise beim für alle Vereinsführer und -chorleiter verpflichtenden Sängertag vom 29. Oktober 1937. Ob es der Beliebtheit der Stücke wegen oder aus pragmatischen Gründen - die Chöre waren gerade eingeübt - geschah, ist nicht überdiefert.

#### IV. Zusammenfassung und Bewertung:

Meine Untersuchung wurde vom Erkenntnisinteresse geleitet, inwieweit die vielgestaltigen Vereinnahmungstheorien und -postulate der Gleichschaltung überhaupt innerhalb der Masse der Sängerschaft umgesetzt werden konnten, und welche Ablehnungs- und Resistenzpotentiale sowie konkrete Auswirkungen und Reaktionen es gab. Zunächst brachten die Maßnahmen den Paderborner Verein zuweilen an den Rand der Lebensfähigkeit. Zwar ist es auch den vielfältigen Dienstverpflichtungen in den NS-Verbänden zuzuschreiben, dass viele Mitglieder nicht mehr die Zeit fanden, sich ihrem Hobby zu widmen, doch ein Teil der Sängerschaft, die sich nach Beginn der Gleichschaltung allmählich, aber insgesamt massenhaft aus den Vereinen zurückzog, dürfte mit ihrem Rückzug eine Verweigerungs- und Protesthaltung gegen die Umformung des Sängerwesens dokumentiert haben. Briefe und Postkarten einzelner Sänger sowie offizielle Verlautbarungen belegen, dass auf untersten Ebenen teilweise erbittert um die Rettung überkommener Gewohnheiten und Traditionen gerungen wurde.

Offenbar gehörten die Vereine zu potentiellen Rückzugsräumen innerhalb des totalitären nationalsozialistischen Systems. Nachweisbar ist, dass es in den Reihen des „Liederkranzes“ zumindest SA-Mitglieder gegeben hat. In den Nationalsozialismus verstrickte Mitglieder hätten aber beispielsweise pflichtbewusst aktiv werden müssen, falls den Forderungen des Regimes nicht in allen Einzelheiten entsprochen wurde. Doch von solchen Eingriffen – beispielsweise im Zuge des gescheiterten Zusammenschlusses oder einer noch stärkeren Betonung genuin nationalsozialistischen Liedgutes – ist nichts bekannt.

Innerhalb des Liederkranzes, der aufgrund seiner relativ hohen Leistungsstärke den Mitgliederschwund offenbar verkraften konnte, rang der Vorstand um die Akzeptanz der Gleichschaltung. Offene Zuwiderhandlungen bestimmten dabei durchaus die Binnenverhältnisse des exemplarisch untersuchten Vereins und zeigen, dass Disparitäten zwischen Anspruch und Wirklichkeit bestanden haben. Gleichzeitig wurde deutlich, in welchen Entscheidungszwängen die (nicht selten nationalsozialistischen) Vereinsführer bzw. Vorstände dabei oftmals standen: Ihnen fiel die schwierige Aufgabe zu, den unbequemen Spagat zwischen der Umsetzung der Postulate und der Zufriedenstellung der Mitglieder zu wagen, wobei Letzteres durchaus außerhalb des sicheren Hortes der Systemkonformität liegen konnte.

Natürlich leisteten wohl die allerwenigsten Sänger wirksamen, d.h. programmatischen oder systematischen Widerstand gegen den Nationalsozialismus, wie ihn beispielsweise politische Gruppen praktizierten. Doch eingedenk der Worte Heinrich August Winklers hat es zwischen „Widerstand in der Absicht, Hitlers Regime zu Fall zu bringen und der vorbehaltlosen Zustimmung des Nationalsozialismus“ ein „breites

Spektrum von Haltungen<sup>43</sup> gegeben, die oft sogar nicht systemkonform waren oder sich der Gleichschaltung entzogen. Eine in die Hunderttausende gehende, kriegsbereite, führergläubige und untertänige Sängerschaft, die die jahrzehntelang postulierten vaterländischen und heldischen Ideale konsequent und bedingungslos umzusetzen bereit war, hat es wohl kaum gegeben, auch wenn maßgebliche DSB-Funktionäre dieses gern behaupteten, ausdrücklich herauskehrten und so möglicherweise posthum zu einem undifferenzierten Bild beitragen.

Denn schließlich zeigten sich in meinem Aufsatz sowohl auf Verbands-, als auch auf Vereinsebene Beispiele, die Unmut und fehlende Akzeptanz in Sängerkreisen deutlich werden lassen, und die beweisen, dass sich ein gewisser Teil der Mitglieder nur ungern von liebgewonnenen Traditionen löste und sich so – ob bewusst oder unbewusst – abwehrend gegen den Einzug nationalsozialistischer Elemente ins Vereinsleben verhielt.

Begeisterte Annahme, wohlwollende Akzeptanz oder Opportunismus: Auch diese Verhaltensmuster kennzeichneten die vaterländische Sängerschaft aufgrund der relativen Nähe ihrer ideologischen Weltsicht zum Nationalsozialismus in hohem Maße. Dieser Aufsatz sollte auch nicht dazu beitragen, dieses zu beschönigen oder zu revidieren. Sicherlich kämpften unzählige überzeugte Nationalsozialisten an der „Sängerfront“ entschlossen und bedingungslos mit, um die Sangesbrüder auf den „rechten Kurs“ zu bringen und dem Gesang als propagandistisches Mittel zur höchsten Effektivität zu verhelfen. Und auch die verschiedenen Verweigerungshaltungen der Sängerschaft konnten weniger löbliche Motivationen besitzen, beispielsweise mangelnder persönlicher Ehrgeiz, fehlender Übungsfleiß oder „unpolitische“ Streitigkeiten zwischen Sangesbrüdern. Mit Formen erweiterten Widerstandes hat das natürlich überhaupt nichts mehr zu tun. Doch das verallgemeinernde Bild „des gleichgeschalteten DSB“ ist schief, wie diese Arbeit am zufällig ausgewählten Beispiel belegen konnte.

Der Erkenntnisgehalt meiner Untersuchung leidet natürlich unter der exemplarischen Arbeitsweise: Eine Studie dieses Umfangs lässt die Analyse einer Vielzahl von Vereinsnachlässen eben nicht zu. Problembehaftet ist zudem der Umstand, dass die Forschungslandschaft zur Geschichte der vaterländischen Sänger im Dritten Reich bisher auf sehr viele Fragen nur eine begrenzte Zahl an Antworten produziert hat und deshalb entsprechend viele Desiderate im Raum stehen.

<sup>43</sup> Vgl. hierzu Winkler, Heinrich August: Der lange Weg nach Westen. Band 2: Deutsche Geschichte vom Dritten Reich bis zur Wiedervereinigung. München 2000. S. 44.

# „Fundamentaler“ Wandel? Ländlicher Hausbau des 16. Jahrhunderts in Ostwestfalen und an der mittleren Weser<sup>1</sup>

von Heinrich Stiewe

Die Suche nach den ältesten Häusern ist beileibe nicht das einzige Thema der ländlichen Hausforschung und sollte auch kein Selbstzweck sein – es geht uns gewiß nicht um den berühmten Eintrag in das „Guinness-Buch der Rekorde“. Was uns Hausforscher in Nordwestdeutschland und den benachbarten Niederlanden umtreibt, ist durchaus nicht die „Sucht nach dem ‚Uralten‘“ (wie es Fred Kaspar einmal etwas überspitzt ausdrückte).<sup>2</sup>

Es geht vielmehr um die schlichte Notwendigkeit, den noch vorhandenen – und nach wie vor vom Abriß bedrohten – Bestand an baulichen Quellen zu dokumentieren und präzise zeitlich einzuordnen. Nur auf einer möglichst breiten und exakt datierten Quellengrundlage ist es möglich, weiterführende Fragestellungen zum spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Hausbau zu formulieren und Hypothesen zu ihrer Beantwortung aufzustellen.

In dem folgenden Beitrag möchte ich einige Ergebnisse von jüngeren Forschungen zum ältesten ländlichen Baubestand aus Ostwestfalen-Lippe und dem nördlich angrenzenden Raum der mittleren Weser vorstellen. Anschließend möchte ich einige weiterführende Überlegungen zum bautechnischen Wandel im 16. Jahrhundert und seinen möglichen Ursachen, die zur Zeit unter den Hausforschern in Nordwestdeutschland intensiv diskutiert werden, zur Diskussion stellen.<sup>3</sup>

- <sup>1</sup> **Vorbemerkung:** Der folgende Beitrag ist die überarbeitete und mit Anmerkungen versehene Fassung eines Vortrages, den der Verfasser am 10. Sept. 2001 auf der Tagung „Ruralia IV – The rural house from the Migration Period to the oldest still standing buildings“ (8.-13.9.2001) in Bad Bederkesa (Landkreis Cuxhaven) gehalten hat. Für die freundliche Genehmigung zu diesem Vorabdruck danken Herausgeber und Redaktion dieser Zeitschrift dem Veranstalter, dem Niedersächsischen Institut für historische Küstenforschung in Wilhelmshaven und seinem Ltd. wiss. Direktor, Herrn Dr. W. Haio Zimmermann. Die Vorträge der Tagung „Ruralia IV“, an der zahlreiche renommierte Siedlungsarchäologen und Bauforscher aus ganz Europa teilgenommen haben, werden voraussichtlich im Herbst 2002 erscheinen in dem Band: Ruralia IV. The rural house from the Migration Period to the oldest still standing buildings (Památky Archeologické – Supplementum). Prag 2002.
- <sup>2</sup> Kaspar 1998, S. 151-161; Zitat S. 152. Zum Stand der ländlichen Hausforschung in Nordwestdeutschland siehe auch Stiewe 1996b.
- <sup>3</sup> Für die anregende Diskussion dieses Beitrages danke ich meinen Freunden und Kollegen Dr. Wolfgang Dörfler, Annette Fischer, Annette Hennigs, Dr. Ulrich Klages, Roland Linde, und Dr. Dietrich Maschmeyer. Darüber hinaus stellten Ulrich v. Damaros, Erhard Preßler und Heinz Riepshoff eigenes, unpubliziertes Material zur Verfügung, wofür ich ihnen sehr herzlich danke.

Der Schwerpunkt meiner Ausführungen liegt auf drei Regionen im östlichen Westfalen und im mittleren Wesergebiet, deren älterer Hausbestand in den vergangenen Jahren intensiver erforscht werden konnte: Es handelt sich um die früheren Grafschaften *Lippe* im östlichen Westfalen, *Schaumburg* in Südniedersachsen und *Hoya*, an der mittleren Weser südlich von Bremen gelegen. Daneben werden auch einzelne Befunde aus benachbarten Regionen herangezogen. Dass es sich bei den drei näher untersuchten Gebieten um weltliche Kleinterritorien (Grafschaften) handelt, ist durch die Zufälligkeiten des Forschungsstandes bedingt – lässt aber vergleichbare äußere Rahmenbedingungen für den ländlichen Hausbau erwarten.

### Zum ältesten Baubestand in Lippe

Die frühere Grafschaft Lippe (etwa deckungsgleich mit dem heutigen Kreis Lippe) ist seit langem bekannt für ihren herausragenden ländlichen Baubestand aus dem 16. Jahrhundert.<sup>4</sup> In kaum einer Region Nordwestdeutschlands, so schien es lange Zeit, haben sich so viele Gebäude aus dieser Zeit bis heute erhalten. Nach dem gegenwärtigen Forschungsstand sind im Gebiet des Kreises Lippe etwa 100 fest datierte ländliche Fachwerkbauten aus der Zeit vor 1600 nachweisbar; hinzu kommen noch einmal mindestens 30 undatierte Gebäude und unzählige zweitverwendete Bauteile in jüngeren Bauten, die aufgrund konstruktiver Merkmale dem 16. Jahrhundert zugewiesen werden können.<sup>5</sup> Die folgenden Beispiele gehören zum frühesten ländlichen Baubestand der Region und sollen diesen in einigen Grundzügen verdeutlichen:

Das älteste bekannte Bauernhaus in Lippe ist das frühere Haupthaus des Hofes Obermeyer in Lieme bei Lemgo (Abb. 1).<sup>6</sup> Das Gebäude wurde von Hans Tisje dendrochronologisch auf 1532/33(d) datiert.<sup>7</sup> Ursprünglich handelte es sich um einen Zweiständerbau, also die ältere Form des Niederdeutschen Hallenhauses mit zwei dachtragenden Innenständerreihen beiderseits der Mitteldiele („Deele“) und niedrigen, angehängten Stallabseiten („Kübbungen“). Im 17. oder frühen 18. Jahrhundert wurde eine hohe Außenwand anstelle der rechten Kübbing angefügt und das Haus damit zu einem Dreiständerbau umgebaut. Anscheinend hatte man bereits 1598 ein neues Meierhaus auf dem Hof errichtet, von dem einige wiederverwendete Bauteile in dem heutigen Haupthaus von 1758 erhalten blieben. Der Altbau von 1532/33 wurde wohl schon am Ende des 16. Jahrhunderts zu einer sogenannten Leibzucht, einem separaten Wohnhaus für die Altbauern des Hofes, umfunktioniert. Das Gebäude ist ein Zweiständerbau in „klassischer“ Dachbalkenzimmerung: Die Deckenbalken (auch Dach-

<sup>4</sup> Zum ländlichen Hausbau in Lippe vgl. Schepers 1960, Stiewe 1985 und 1996.

<sup>5</sup> Zahlenangaben nach aktueller Schätzung des Verf.; vgl. den Katalog von Kaspar 1986.

<sup>6</sup> Aufmaß des Gebäudes durch Michael Sprenger, Detmold unter Beteiligung des Verf., vgl. Stiewe 1996a, S. 313ff.

<sup>7</sup> Dendrochronologische Datierungen sind durch (d) kenntlich gemacht. Dendrochronologisches Gutachten von Hans Tisje, Neu-Isenburg, vom 31.10.1990, im Auftrag der Stadt Lemgo.

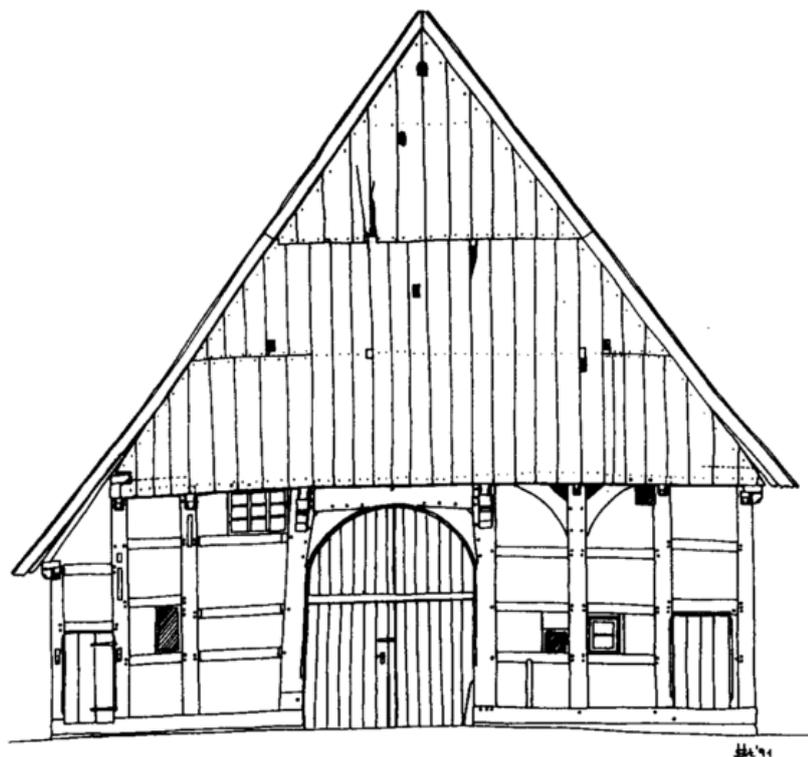
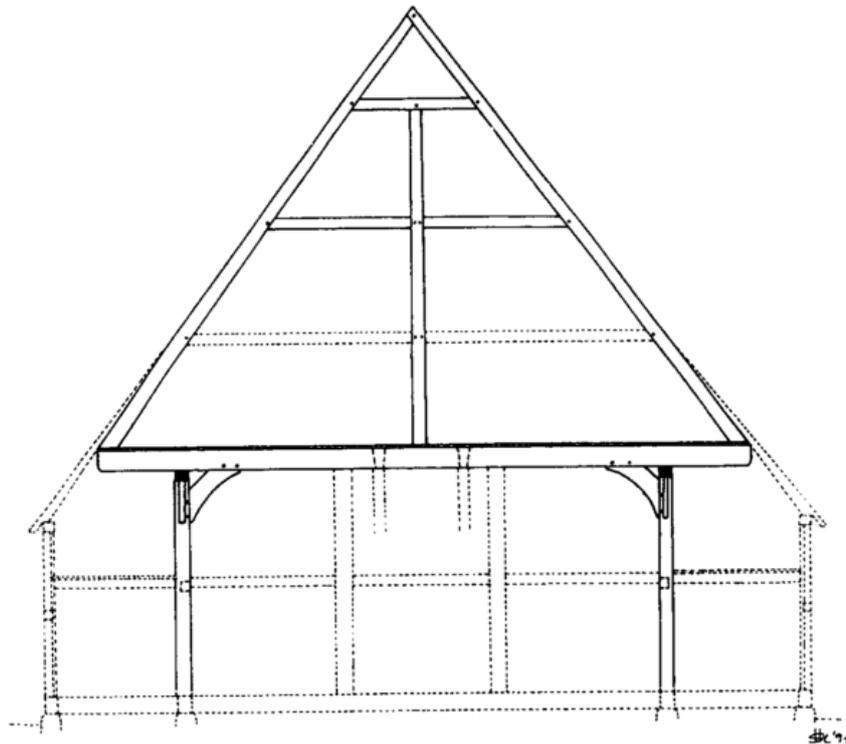


Abbildung 1: Lieme (Stadt Lemgo, Kreis Lippe), Hof Obermeyer. Ehem. Haupthaus, 1532/33 (d).  
 Oben: Querschnitt des Zweistöckergefüges mit Blick auf die Herdwand, rekonstruierter Zustand zur Bauzeit.  
 Unten: Vordergiebel nach Umbau zum Dreistöckerbau (Leibzuchtshaus), Zustand 1990.  
 Aufmaß: Neumann/Sprenger; Zeichnung: Verf.

balken genannt) sind auf die Rähme, also die oberen Längshölzer der beiden Dielenständerreihen, aufgelegt und stehen etwa 1,35 m weit nach den Seiten über. Zur Versteifung des Gerüsts sind gekehlte Kopfbänder (bogenförmig ausgesägte Winkelhölzer) im Quer- und Längsverband eingezapft, doch fehlen „Nackenkopfbänder“ an der Außenseite der Ständer zur Abstützung des Balkenüberstandes. Auf den Balkenenden stehen die Sparren des hohen Daches; sie sind ohne Sparrenschwelle auf die Deckenbalken gezapft.

Ein eindrucksvolles Beispiel eines großbäuerlichen Meierhauses ist das Haupthaus des Amtsmeierhofes zu Asemissen in Leopoldshöhe im Westen Lippes, nicht weit von Bielefeld (Abb. 2).<sup>8</sup> Das Haus ist 1555(d) datiert. Der verbretterte Giebel krägt auf schlicht gekehlten Knaggen (Holzkonsolen) vor. Die tragenden Hauptständer des Zweistöckergefüges sind – wie üblich – im Giebel durch gekehlte Kopfbänder hervorgehoben. Die Ständer zeigen eine leichte Innenneigung zur Diele, was die Standfestigkeit des Gerüsts erhöht – dieser Befund ist bisher ein Einzelfall in Lippe. Das Gefüge ist aus überaus kräftigen Hölzern verzimmert: Die Hauptständer im Giebel sind 40 cm breit; an der Diele erreichen sie fast 50 cm Breite und 26 cm Stärke. Die quadratischen Rähme der Dielenständerreihen sind 25 cm stark; die Deckenbalken über der Diele erreichen 35 cm Höhe und 45 cm Breite. Am Ende der rechten Dielenständerreihe läßt sich eine zwei Fach lange „Lucht“ mit einem kräftigen Unterzugriegel rekonstruieren. Dabei handelt es sich um eine zur Diele offene Sitznische, in der üblicherweise der gemeinsame Esstisch für die Bauernfamilie und das Hofgesinde stand. Auf der anderen Seite der Diele läuft die Ständerreihe bis zum Rückgiebel durch. Das Haus besitzt kein „Kammerfach“ als separaten Wohnteil am hinteren Ende, wie es bei vielen späteren Hallenhäusern vorkommt.

Auch die sozialen Unterschiede in der ländlichen Bevölkerung lassen sich am erhaltenen Baubestand des 16. Jahrhunderts deutlich ablesen: Neben die früh- und hochmittelalterlichen Siedlerschichten der „Meier“ (Vollbauern, in Lippe wurden „Voll- und Halbspanner“ unterschieden) traten seit dem Spätmittelalter die „Kötter“ als mittel- bis kleinbäuerliche Siedlerschicht. Im 16. Jahrhundert stieg die Bevölkerungszahl stark an und es entstanden zahlreiche kleinbäuerliche Hausstätten mit wenig Landbesitz, deren Besitzer auf ein ländliches Handwerk als Zuerwerb angewiesen waren.<sup>9</sup>

Ein Beispiel eines mittelbäuerlichen Betriebes ist das frühere Bauernhaus Grabbe in Brüntorf bei Lemgo, ein Zweistöckerbau von 1574-76(d) mit jüngeren Stallvorbauten.<sup>10</sup> Es handelt sich um den Hof eines Großkötters, also eines kleineren, handdienst-

<sup>8</sup> Vgl. Stiewe 1996a, S. 308ff. Zum Hof Meier zu Asemissen und den übrigen „Amtsmeierhöfen“ der Ämter Barkhausen und Heerse, zwei alten Villikationsverbänden des Paderborner Bischofs im Westen Lippes ist eine umfassende Studie von Roland Linde in Vorbereitung.

<sup>9</sup> Kuhlmann 1954, Ottolien 1993, Stiewe 2001.

<sup>10</sup> Vgl. Stiewe 1994 und Stiewe 1996, S. 317.

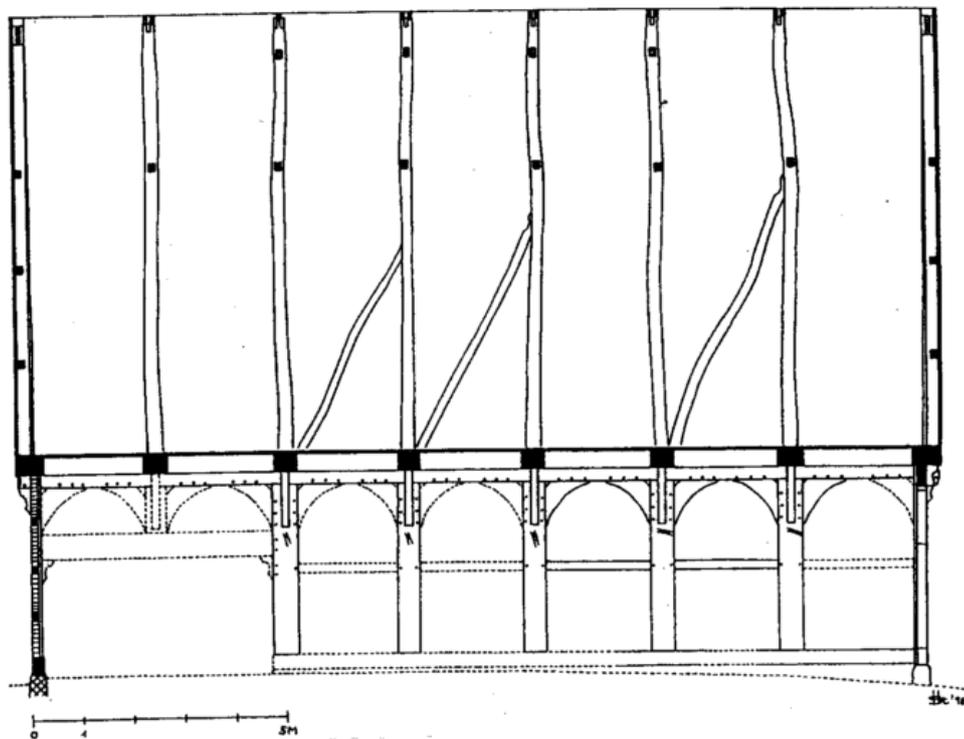
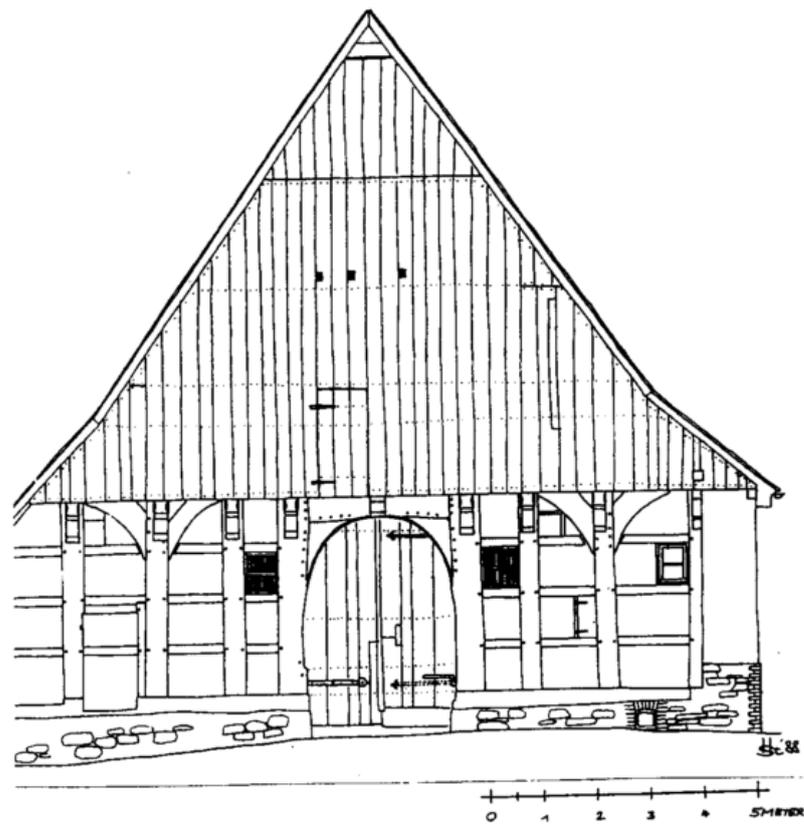


Abbildung 2: Asemissen (Gem. Leopoldshöhe, Kr. Lippe), Hof Meier zu Asemissen. Altes Meierhaus, 1555 (d). Oben: Vordergiebel, Zustand 1986. Unten: Längsschnitt mit Blick zur linken Dielenseite, rekonstruierter Zustand zur Bauzeit. Aufmaß und Zeichnung: Verf.

pflichtigen Bauern, der vermutlich im Spätmittelalter entstanden ist. Auch dieses mittelgroße Bauernhaus zeichnet sich durch die bereits beschriebene, überaus qualitätvolle Verzimmerung und Gestaltung aus, die für den Baubestand des 16. Jahrhunderts charakteristisch ist: Es wurden sehr kräftige Eichenkernhölzer verwendet; nicht nur die Fassade, sondern auch die Rückseite und die niedrigen Abseitenwände sind auf Knaggen vorgekragt.

Ebenfalls ein Zweistöckerbau ist der 1558/59(d) datierte Gründungsbau der Kleinkötterstätte Mertens in Heidenoldendorf bei Detmold (Abb. 3).<sup>11</sup> Die früheren niedrigen Stallabseiten wurden im 20. Jahrhundert durch größere Anbauten ersetzt; eine

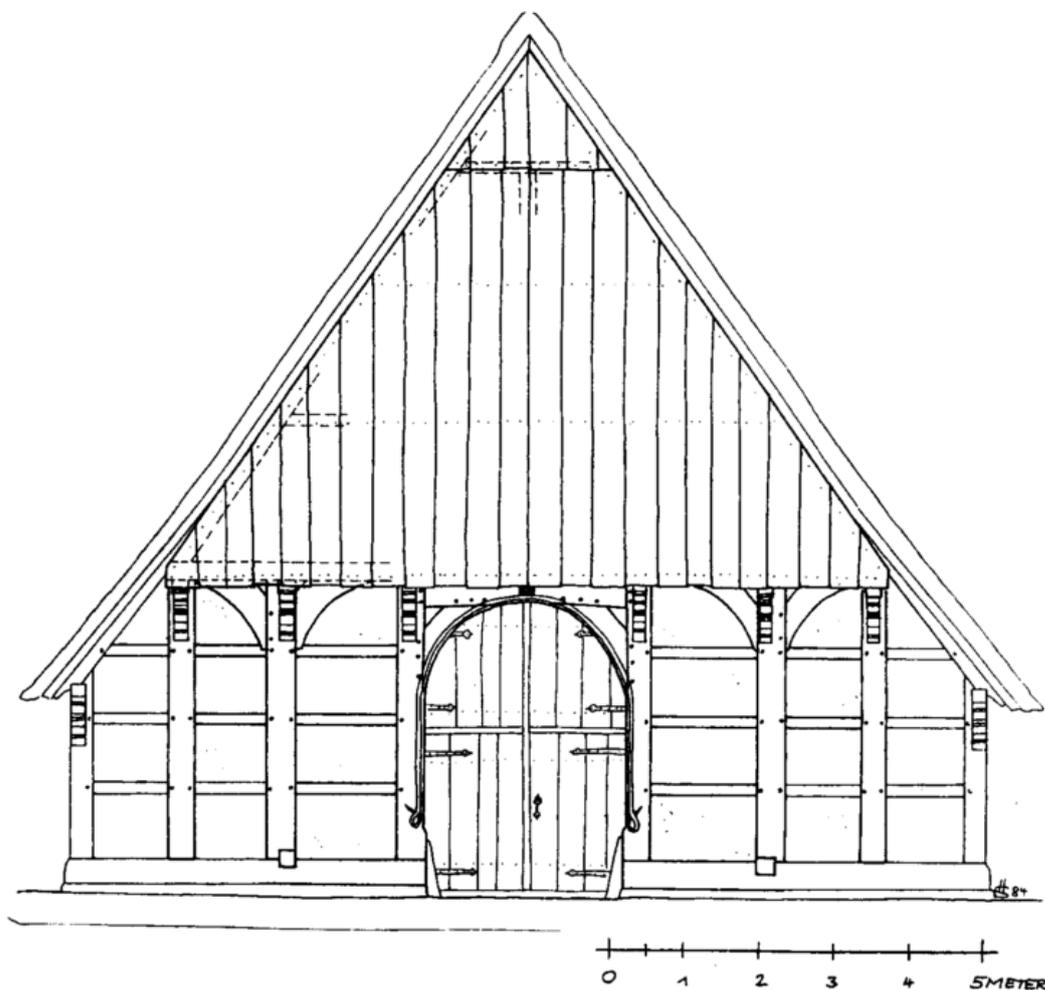


Abbildung 3: Heidenoldendorf (Stadt Detmold), ehem. Hof Mertens Nr. 12. Kötterhaus, 1558/59 (d). Vordergiebel, rekonstruierter Zustand zur Bauzeit. Aufmaß: Michels/Stiewe; Zeichnung: Verf.

<sup>11</sup> Stiewe 1996a, S. 319f. und Stiewe 2001.

historische Fotografie zeigt den Umbau der linken Abseite mit dem Pferdestall im Jahre 1937 (Abb. 4). Der Gründer der Stätte hieß *Merten Boltteke*; er wird erstmals 1562 im Landschatzregister, einer landesherrlichen Steuerliste, erwähnt und stammt vermutlich von dem Hof Böltke im Nachbardorf Öttern-Bremke.<sup>12</sup> Nach dem Vornamen des Gründers wurde der Hofname „Mertens“ bis ins 20. Jahrhundert tradiert. Die Inhaber der Stätte waren Kleinkötter, also Kleinbauern mit sehr wenig Landbesitz. In Lippe wurden sie auch „Hoppenplöcker“ genannt, nach einer im 16. Jahrhundert üblichen Dienstpflicht zum Hopfenpflücken. Auch dieses Kleinbauernhaus besteht aus sehr kräftigen Eichenhölzern und zeigt die beschriebene hohe handwerkliche Qualität der Verzimmerung – von den großen Meierhäusern unterscheidet es sich nur durch seine deutlich geringeren Dimensionen.

Neben den Zweiständerbauten sind in Lippe seit der Mitte des 16. Jahrhunderts auch Drei- und Vierständerbauten mit hohen, dachtragenden Außenwänden nachweisbar; der Vierständerbau setzte sich schon im 17. Jahrhundert als vorherrschende Bauweise im ländlichen Hausbestand durch. Das äußere Erscheinungsbild der ursprünglich strohgedeckten ländlichen Bauten wird durch hohe, verbretterte Steilgiebel geprägt, die auf gekehlten und profilierten Knaggen weit vorkragen. Dagegen waren in den weiter nördlich (weserabwärts) gelegenen Regionen (Schaumburg, Hoya u.a.) im



Abbildung 4. Heidenoldendorf (Stadt Detmold), ehem. Hof Mertens Nr. 12. Kötterhaus, 1558/59 (d). Vordergiebel, Zustand während des Umbaus der linken Stallabseite, 1937. Foto: Westfälisches Amt für Denkmalpflege, Münster.

<sup>12</sup> Verdenhalven 1971, S. 37.

16. Jahrhundert noch tief heruntergezogene Vollwalmdächer oder Halbwalme üblich. Bauinschriften sind seit der Mitte des 16. Jahrhunderts nachweisbar; während aufwendigere Fassadenschnitzereien nach städtischen Vorbildern erst um 1600 häufiger vorkommen.

Wie schon das Beispiel aus Asemissen zeigte, waren die ältesten Bauern- und Kötterhäuser in Lippe überwiegend Dielenhäuser ohne ein Kammerfach als abgetrennten Wohnteil am hinteren Hausende. Ein Beispiel ist das Haus des Großkötters Klöpping in Schönemark bei Detmold von 1573 (Abb. 5).<sup>13</sup> Das Flett, also der Herdraum am Ende der Diele, ist meistens „einarmig“, d.h. es besitzt nur eine einseitige Lucht (Sitznische). Als separate Wohnräume standen lediglich einige Kammern an der gegenüberliegenden Seite der Diele und an den Enden der Stallabseiten zur Verfügung. Eine Stube als ofengeheizter Wohnraum ist im lippischen Baubestand des 16. Jahrhunderts bisher nicht nachweisbar – die bisher bekannten Befunde für Stuben bzw. Öfen in den ältesten Bauten sprechen für ihren nachträglichen Einbau im 17. oder 18. Jahrhundert – oder es kam zum nachträglichen Anbau eines Kammerfaches, der im Fall des Schö-

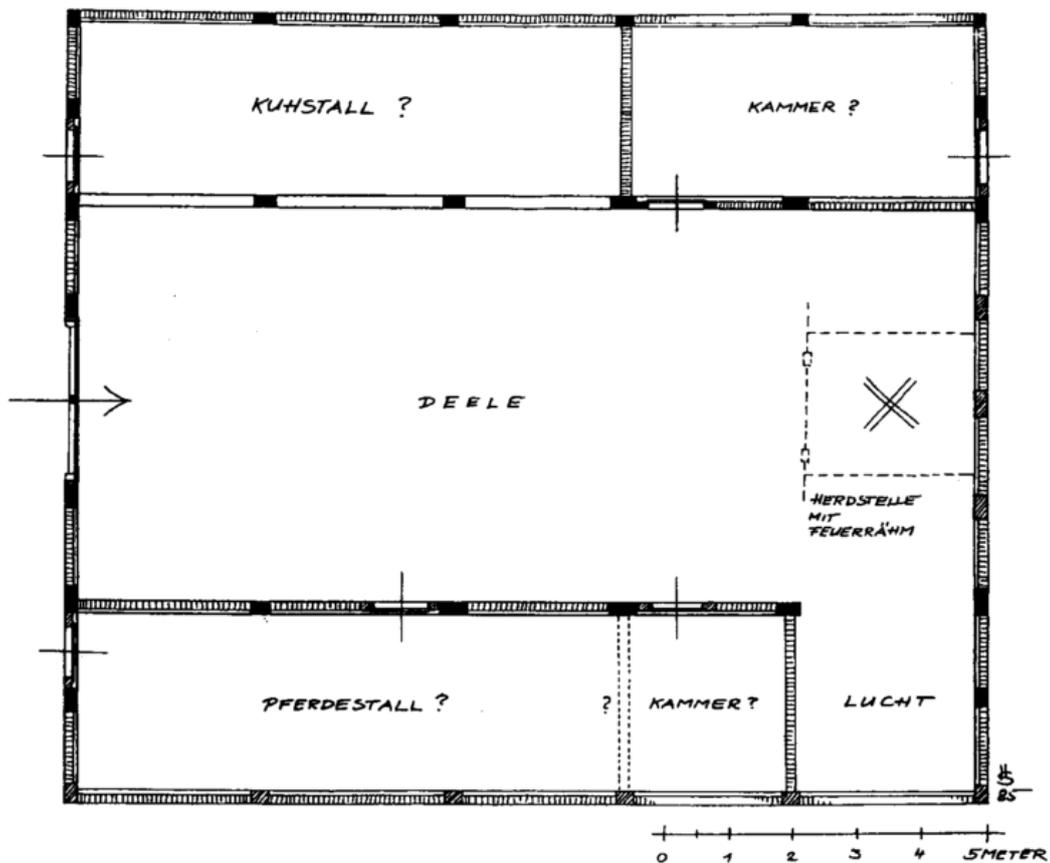


Abbildung 5. Schönemark (Stadt Detmold), ehem. Hof Klöpping Nr. 8. Bauernhaus (Großkötter), 1573 (i). Grundriss, rekonstruierter Zustand zur Bauzeit. Aufmaß und Zeichnung: Verf.

nemarkter Beispiels 1755 erfolgte.

Anders verhält es sich im westfälischen Kernraum westlich des Teutoburger Waldes: Hier sind neben kammerfachlosen Häusern schon vor der Mitte des 16. Jahrhunderts „klassische“ Flett-Dielenhäuser mit zwei hohen Luchten und bauzeitlichem Kammerfach nachweisbar. Frühe Beispiele sind die Meierhäuser auf den Höfen Meier to Behrens in Spexard bei Gütersloh von 1536(d)<sup>14</sup> oder auch Kuhlmeier in Kohlstädt von 1558/59(d) in Lippe, unmittelbar am Westabhang des Teutoburger Waldes.<sup>15</sup> Aufkommen und Verbreitung von Kammerfach und Stube ist ein altes Thema in der ländlichen Hausforschung, das hier nicht weiter vertieft werden kann, aber nach wie vor intensiver Forschung und Diskussion bedarf.<sup>16</sup>

### „Bauboom“ im 16. Jahrhundert

Nicht nur in Lippe, sondern auch in anderen Landschaften Westfalens und Niedersachsens sind seit langem zahlreiche Bauten des 16. Jahrhunderts bekannt und es kommen immer wieder Neuentdeckungen hinzu. Häufig sind diese ältesten Bauten äußerlich nicht leicht zu erkennen, da ihre alten Gerüste hinter jüngeren Außenwänden verborgen sind. Die Dendrochronologie hat sich inzwischen als zuverlässige Methode zur Datierung solcher älteren Innengerüste etabliert. Nur einige Beispiele aus der ehem. Grafschaft Schaumburg, die von Ulrich von Damaros und Erhard Preßler untersucht worden sind, sollen hier angeführt werden: Auf dem Hof Nr. 1 in Lauenhagen bei Stadthagen wurde hinter einer Fassade von 1845 ein älteres Zweistöcker-Innengerüst entdeckt und 1539(d) datiert - das älteste bisher bekannte Bauernhaus im Landkreis Schaumburg.<sup>17</sup> Ein weiterer Bau in Horsten Nr. 19 enthielt Reste eines Innengefüges von 1554(d).<sup>18</sup> Ein Kernbau von 1563(d) konnte im Haupthaus des Hofes Dehne in Ectorf (bei Bückeberg) hinter einer Fassade des 18. Jahrhunderts nachgewiesen werden.<sup>19</sup> Insgesamt sind aus dem Landkreis Schaumburg zur Zeit 30 datierte ländlich-dörfliche Gebäude aus dem 16. Jahrhundert bekannt; davon stammen die vier ältesten aus den Jahren zwischen 1539 und 1550; 26 weitere entstanden in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.<sup>20</sup>

<sup>14</sup> Dautermann 1995.

<sup>15</sup> Schepers 1960, S. 376f.; Stiewe 1999.

<sup>16</sup> Zuletzt zusammenfassend Bedal 1993, S. 111ff.

<sup>17</sup> Unpublizierte Bauuntersuchung von Ulrich v. Damaros, Quedlinburg 2000; dendrochronologische Datierung durch Erhard Preßler, Gersten.

<sup>18</sup> Unpublizierte Bauuntersuchung von Ulrich v. Damaros, Quedlinburg 2001; dendrochronologische Datierung durch Erhard Preßler, Gersten.

<sup>19</sup> v. Damaros 1996, S. 233f.

<sup>20</sup> Angaben nach einer Liste, die mir Ulrich v. Damaros, Quedlinburg, freundlicherweise zur Verfügung stellte; von den 30 Belegen sind 5 dendrochronologische, 13 inschriftliche und 12 archivalische Datierungen (Stand: Juni 2001). Eine umfassende Studie zum ländlichen Hausbau der Grafschaft Schaumburg durch U. v. Damaros ist in Vorbereitung.

Auch im Gebiet der früheren Grafschaft Hoya an der mittleren Weser sind in den letzten Jahren durch dendrochronologische Datierungen 14 ländliche Bauten aus der Zeit vor 1600 ermittelt worden; hinzu kommen 18 undatierte Gebäude, die auf Grund von konstruktiven Merkmalen ebenfalls dem 16. Jahrhundert zugewiesen werden können.<sup>21</sup> Die vier ältesten Beispiele stammen aus der Zeit zwischen 1531 und 1547; zehn weitere datieren in die zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. In acht Häusern fanden sich außerdem wiederverwendete, ältere Deckenbalken, die in zwei Fällen noch ins 15. Jahrhundert zurückreichen – darauf wird weiter unten noch einzugehen sein.

In allen näher untersuchten Regionen Nordwestdeutschlands zeigt sich ein vergleichbarer Befund: Die ältesten dendrochronologisch datierten Bauernhäuser stammen aus der Zeit um 1500 oder kurz vor 1530. Ältere Bauten des ausgehenden 15. Jahrhunderts wurden bisher nur sehr vereinzelt gefunden, etwa in der Grafschaft Bentheim (Frensdorf bei Nordhorn, 1458-um 1460d)<sup>22</sup>, Schleswig-Holstein (Ostenfelde, 1480 +/- 5d), den Elbmarschen bei Hamburg (Neuengamme 1473/74d, Schwinde 1494/95d) und am Niederrhein (Mönchengladbach-Neuwerk, 1476d).<sup>23</sup> Außerdem sind noch einige Speicher aus der Mitte des 15. Jahrhunderts bekannt.<sup>24</sup>

Eine Fülle von datierten Bauten des 16. Jahrhunderts aus verschiedenen Regionen berechtigt zu der Annahme, dass die Entwicklung in weiten Teilen Nordwestdeutschlands ähnlich verlaufen ist; für Lippe lässt sie sich auf Grund der hohen Beleganzahl sogar graphisch darstellen (Abb. 6):<sup>25</sup> Zwischen etwa 1500 und um 1530 setzt der überlieferte Baubestand überall in Nordwestdeutschland ein; eine deutliche Zunahme der Beleganzahl ist nach 1550 festzustellen. Der Bestand aus der Zeit zwischen 1570 und 1600 ist schon so zahlreich, dass man ihn kaum noch überblicken kann. Aus dieser Zeit sind in vielen Regionen erhaltene Fachwerkbauten aller hausbesitzenden ländlichen Sozialschichten – vom Großbauern bis zum Kleinstellenbesitzer – nachweisbar. Ohne Übertreibung können wir von einer starken Baukonjunktur, einem regelrechten „Bauboom“ in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auf dem Lande sprechen. Diese Baukonjunktur dauert noch bis in die 1620er Jahre an, um dann infolge des Dreißigjäh-

<sup>21</sup> Angaben nach einer Liste, die mir Heinz Riepshoff, Verden, freundlicherweise zur Verfügung stellte.

<sup>22</sup> Zum Gebäude s. Maschmeyer 1988, S. 80ff.; die inzwischen vorgenommene Datierung teilte Dietrich Maschmeyer in seinem noch unpublizierten Vortrag auf der Tagung „Ruralia IV“ am 10.9.2001 in Bad Bederkesa mit.

<sup>23</sup> Zu Ostenfeld s. Bedal 1977, S. 327f.; zu Neuengamme (Vierlande, Hausdeich 227) s. Grote 1982, S. 511ff.; zu Schwinde (Winser Elbmarsch, Hof Maak) s. Stiewe 1992; zum Niederrhein (Haus aus Mönchengladbach-Neuwerk, Engelblecker Str. 211, heute im Freilichtmuseum Kommern) s. Eitzen 1981, S. 29ff.

<sup>24</sup> Einige datierte Speicher des 15. Jahrhunderts: Hof Gossling, Lohne-Kirchhof von 1435(d), Hof Schulte Südhoff in Engden von 1462 (d) (beide Kr. Gft. Bentheim), s. Maschmeyer 1988, S. 70ff.; Gersten, Hof Scholten in Grasdorf von 1454 (d) (Kr. Gft. Bentheim, heute im Westf. Freilichtmuseum Detmold) s. Baumeier u.a. 1987, S. 95f.

<sup>25</sup> Stiewe 1998.

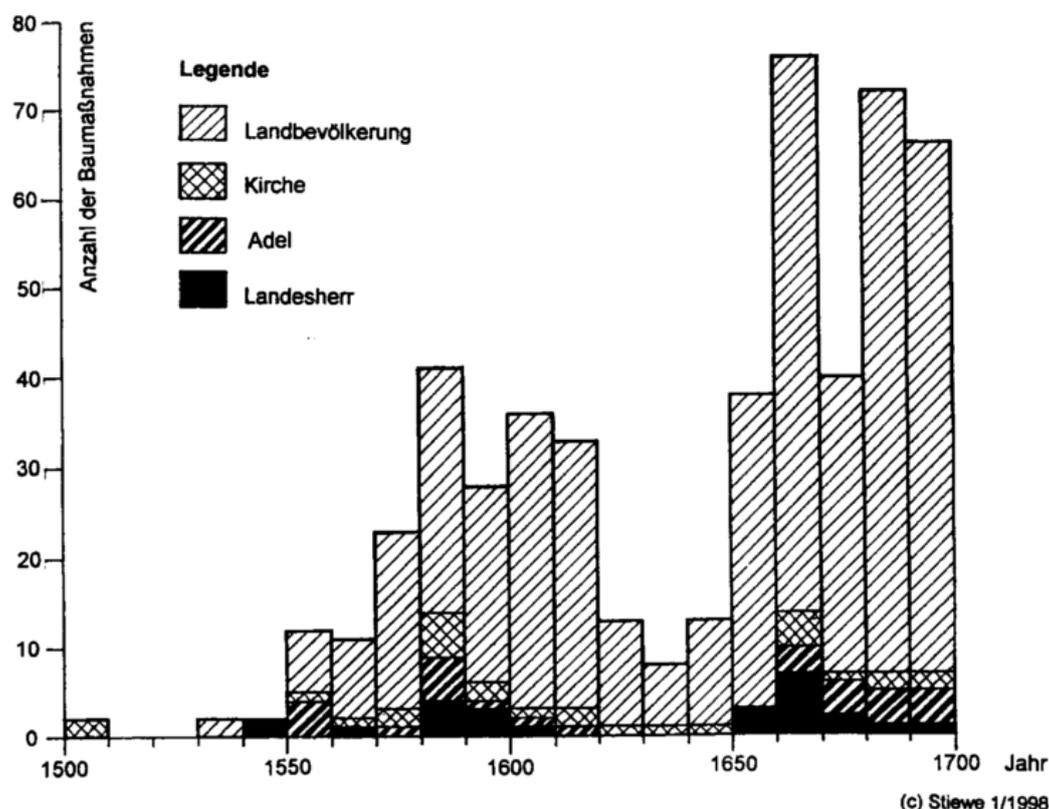


Abbildung 6: Datierte ländliche Baumaßnahmen in Lippe zwischen 1500 und 1700. Graphik: Verf. (nach Stiewe 1998)

rigen Krieges „einzubrechen“ und in eine starke Wiederaufbautätigkeit schon bald nach 1650 überzugehen.

### „Fundamentaler“ Wandel: Übergang vom Pfostenbau zum Ständerbau?

Angeht derartige Beobachtungen stellt sich die Frage nach den Ursachen für das fast vollständige Fehlen älterer, spätmittelalterlicher Bauernhäuser und für das plötzliche Einsetzen einer starken Baukonjunktur im 16. Jahrhundert – während aus einigen Regionen Süddeutschlands inzwischen zahlreiche ländliche Bauten aus dem 15. und sogar dem 14. Jahrhundert bekannt geworden sind.<sup>26</sup> Ich möchte im folgenden einige neue Überlegungen in die weitere Diskussion einbringen, die aber sicherlich noch der Absicherung durch weitere Befunde bedürfen:

1625 verfaßte Anthonius Nothold, der seit 1597 als Pastor in Lindhorst (Grafschaft Schaumburg) amtierte, eine Pfarrchronik, in der er Begebenheiten aus seiner Amtszeit

<sup>26</sup> Kaspar 1986, S. 8ff. (1. Aufl. 1978), vgl. Stiewe 1985, S. 9; Kaspar 1998, S. 154ff. Zu Süddeutschland vgl. Bedal 1998; aus dem Alpenraum wurden sogar Blockbauten des ausgehenden 12. und 13. Jahrhunderts bekannt, s. Furrer 1988 und Kirchner 1988.

und der seiner Vorgänger festhielt. An einer Stelle äußert er sich zum Hausbau seiner Zeit:<sup>27</sup>

*Denn aus den Registern ist zu sehen, daß man erst 1564 das Pfarrhaus zu bauen angefangen hat. Die Hütte aber, mit der sich die Vizeplebani und Kaplane in früherer Zeit beholfen haben, ist auf großen Pfählen, welche in die Erde gegraben waren, gebaut gewesen, wie ich solche Häuser im Anfang meines Predigtamtes noch viel gesehen habe, welche seit der Zeit neu gebaut worden sind. Vor Sachsenhagen sind alle Scheunen nach der Art auf Pfähle gebaut gewesen, wie das noch an einigen heutigen Tages zu finden ist.*

Hier haben wir eine unmittelbare Aussage eines Zeitzeugen, der davon berichtet, dass im Kirchspiel Lindhorst noch um 1600 zahlreiche Pfostenbauten, also Gebäude mit eingegrabenen Pfosten, gestanden haben. Die meisten sollen während der Amtszeit des Pastors Nothold (bis 1625) durch Neubauten ersetzt worden sein. Auch das alte Pfarrhaus in Lindhorst, das 1564 erneuert wurde, war nach den Aufzeichnungen Notholds ein Pfostenbau.

Mit diesem einzigartigen Textzeugnis korrespondiert der folgende Baubefund: Unter dem bereits erwähnten Bauernhaus von 1563 (d) in Echartorf bei Bückeberg wurden beim Umbau 1988 von Erhard Preßler drei Stümpfe von eingegrabenen Pfosten gefunden. Die Pfosten standen in keiner Beziehung zum Grundriß des Gebäudes von 1563; es muß sich also um Reste eines Vorgängerbaus handeln. Einer der Pfosten konnte dendrochronologisch auf 1501 +/- 8 datiert werden.<sup>28</sup> Die Pfosten waren sehr kräftig und vierkantig bearbeitet; einer war achtkantig.<sup>29</sup> Leider hatten die Bauarbeiter die Pfosten schon ausgegraben und herausgezogen – eine archäologische Untersuchung des Befundes war nicht mehr möglich.

Ähnliche Befunde aus dem Landkreis Cuxhaven schildert W. Haio Zimmermann in seinem grundlegenden Werk zum Übergang vom Pfosten- zum Ständerbau:<sup>30</sup> In drei Fällen wurden hier bei Umbauten oder Abbrüchen unter rezenten Hallenhäusern des 16. oder 17. Jahrhunderts eingegrabene Pfostenstümpfe gefunden, die wohl zu älteren Vorgängerbauten gehörten. Auf dem Hof Hillebrandt in Köhlen konnten die Pfosten „um 1505“ und auf einem Hof in Wollingst „zwischen 1476 und um oder nach 1479“ dendrochronologisch datiert werden.

Ein weiterer Befund dieser Art läßt sich aus Lippe anführen: Auf dem oben erwähnten Hof Kuhlmeier in Kohlstädt stand ein großes Zweiständerhaus aus dem 16. Jahrhundert, das 1957 für das Westfälische Freilichtmuseum Detmold abgebaut worden ist. Das Hausgefüge, von Josef Schepers auf „um 1525“ geschätzt, konnte inzwi-

<sup>27</sup> Rausch 1957, S. 94; den Hinweis auf die Textstelle verdanke ich Ulrich v. Damaros, Quedlinburg.

<sup>28</sup> Dendrochronologisches Gutachten von Hans Tisje, Neu-Isenburg, vom 19.4.1988. Die bei v. Damaros 1996, S. 234 angegebene Datierung „1490 +/- 10“ ist unzutreffend.

<sup>29</sup> Mündliche Mitteilung von Herrn Erhard Preßler, Gersten.

<sup>30</sup> Zimmermann 1998, S. 136f.,

schen auf 1558/59 (d) datiert werden.<sup>31</sup> 1967 führte Friedrich Hohenschwert auf der abgeräumten Hofstelle eine Notgrabung durch.<sup>32</sup> Zunächst fand er die Fundamente des Hauses von 1558/59 mit einer rautenförmig gemusterten Flettpflasterung des 18. Jahrhunderts. Auffällig ist das Fundament der linken Dielenständerreihe, das am Anfang des Fletts zur Diele hin abwinkelt und dann abgebrochen worden ist. Hohenschwert interpretiert diesen Befund als wiederverwendeten Fundamentrest eines älteren Vorgängerbaus aus dem 15. Jahrhundert. Unter diesen Fundamenten kamen die Spuren eines älteren Pfostenbaus zutage: Es fanden sich zwei parallele Reihen von Pfostenlöchern, die schräg zur Firstrichtung des Baus von 1558/59 verlaufen. Man konnte noch erkennen, dass einige der Pfosten kräftige, rechteckige Querschnitte von etwa 30 auf 20 cm hatten, doch waren sie schon so stark vergangen, dass eine dendrochronologische Datierung nicht mehr möglich war. Hohenschwert datiert den Pfostenbau ins 13. oder 14. Jahrhundert und interpretiert ihn als „Werkhütte“ im Zusammenhang mit Befunden, die auf Eisenverarbeitung deuten. Hier handelt es sich also um einen älteren, hoch- bis spätmittelalterlichen Pfostenbau, der möglicherweise schon im 15. Jahrhundert, spätestens aber 1558/59 (d) durch einen Ständerbau ersetzt wurde.

### Wiederverwendete Hölzer von Pfostenbauten?

Einer der ältesten ländlichen Fachwerkbauten der früheren Grafschaft Hoya ist ein Zweiständerbau auf dem Hof Bagge in Uenzen Nr. 43, dessen Kerngefüge 1531 (d) datiert ist und 1644 (d) zu einem kleineren Bauernhaus umgezimmert wurde.<sup>33</sup> Der Deckenbalken über der Herdwand ist zweitverwendet; er konnte 1467 (d) datiert werden und wurde in dem Bau von 1531 wieder eingebaut. Der Balken war also beim Abbruch des Hauses gerade mal 64 Jahre alt. Ähnliche Beobachtungen konnten Heinz Riepshoff und Erhard Preßler mehrfach im Gebiet der Grafschaft Hoya machen. In den folgenden Hausgerüsten des 16. und frühen 17. Jahrhunderts fanden sie ältere, wiederverwendete Deckenbalken, die offensichtlich von Vorgängerbauten übernommen wurden:

- Uenzen Nr. 43: Haus von 1531 (d), Herdwandbalken von 1467 (d) (64 Jahre älter)
- Hingste: Haus von 1582, je ein Deckenbalken von 1480 (d) und 1531 (d) (102 bzw. 51 Jahre älter)
- Hohenmoor: Haus von 1553 und 1567 (d), alle Deckenbalken von 1530 (d) (23 bzw. 37 Jahre älter)
- Dedendorf Nr. 7: Haus von 1595, je ein Deckenbalken von 1519 +/-6 (d) (ca. 76 Jahre älter)

<sup>31</sup> Schepers 1960, S. 376f.; zur Datierung Stiewe 1999.

<sup>32</sup> Hohenschwert 1978.

<sup>33</sup> Zum Gebäude s. Riepshoff o. J., S. 15ff.

- Dedendorf Nr. 2: Haus von 1611, ein Deckenbalken von 1518 (d) (93 Jahre älter)
- Beppen: Haus von 1611, zwei Deckenbalken von 1527 (d) (84 Jahre älter)
- Emtinghausen: Haus von 1577, drei Deckenbalken von 1533 (d) (44 Jahre älter)
- Wulmstorf: Haus von 1606, alle Deckenbalken von 1530 (d) (76 Jahre älter)
- Hustedt: Haus um 1600(?), ein Deckenbalken von 1524 (d) (ca. 75 Jahre älter)

Es sind hier bisher neun Fälle bekannt, wo bei Neubauten des 16. oder 17. Jahrhunderts Deckenbalken von Vorgängerbauten wiederverwendet wurden, die zum Zeitpunkt des Baus erst zwischen 23 und etwa 100 Jahren alt waren. Einen ähnlichen Befund berichtet Ulrich Klages aus Sprötze in der nördlichen Lüneburger Heide (Lk. Harburg): Hier fand er in einem sehr qualitativ verzimmerten Hausgefüge von „um oder nach 1555“ (d) wiederverwendete Deckenbalken, die 1510 +/- 9 (d) datiert werden konnten und Spuren einer sehr behelfsmäßig wirkenden Erstverzimderung aufwiesen. Mit relativ unsauberem, provisorisch wirkenden Kopfbandanblattungen und einer schmalen, nutenartigen Form der „Gratverkämmung“ zum Rähm zeigen diese Balken sehr altertümliche Zimmerungsmerkmale, die Klages als mögliche „Ausläufer einer spätmittelalterlichen Bauweise“ ansieht.<sup>34</sup>

Was war der Grund, so vergleichsweise junge Gebäude abzubauen und durch Neubauten zu ersetzen, die dann bis zu 450 Jahre überdauern sollten? Der Wunsch nach einem größeren Haus kann es nicht gewesen sein, denn durch die Wiederverwendung der Deckenbalken blieb die Hausbreite (und damit die Größe des Dachbodens) unverändert - und in der Länge hätte man ein Haus auch durch das Vorbauen einiger Fache erweitern können, wie es in späteren Jahrhunderten vielfach praktiziert wurde.

Der Grund für den Abbruch und Neubau dieser relativ jungen Gebäude könnte bautechnischer Natur gewesen sein: Es erscheint zumindest denkbar, dass es sich noch um Pfostenbauten handelte, deren Innenpfosten verrottet waren, während ihre durchaus kräftigen Deckenbalken noch wiederverwendet werden konnten. Die Angaben zur Lebensdauer von Pfostenbauten, die Haio Zimmermann zusammengestellt hat, sind sehr unterschiedlich, sie bewegen sich zwischen zehn und 50 Jahren. Bei guten und kräftigen Eichenhölzern, die geschützt im Gebäudeinnern standen, konnten die Pfosten aber auch deutlich längere Zeiträume überdauern – in Einzelfällen sind 70 bis 80 und sogar mehr als 100 Jahre belegbar.<sup>35</sup> Der relativ geringe zeitliche Abstand zwischen den älteren, wiederverwendeten Deckenbalken und dem Neubau der genannten Häuser in der Grafschaft Hoya und in der Lüneburger Heide im 16. Jahrhundert könnte als indirekter Hinweis auf einen Übergang vom Pfostenbau zum Ständerbau interpretiert werden – wie ihn der Lindhorster Pastor Nothold um 1600 erlebt hat.

<sup>34</sup> Klages 1996; Zitat S. 129.

<sup>35</sup> Zimmermann 1998, S. 60ff.

Zweifellos bedarf eine solche Vermutung aber noch der Bestätigung durch entsprechende archäologische Befunde von Pfostenresten unter den fraglichen Gebäuden.

Um nicht mißverstanden zu werden: Durch zahlreiche archäologische Befunde ist belegt, dass die Technik des Ständerbaus auf Schwellen und gemauerten Fundamenten auch auf dem Lande schon sehr lange bekannt war. So konnte Dieter Zoller für mehrere Höfe im Ammerland einen Übergang vom Pfosten- zum Ständerbau auf Legsteinen für das 14. Jahrhundert nachweisen; zahlreiche andere Befunde sprechen für einen Übergang schon im Hochmittelalter, zwischen dem 11. und dem 13. Jahrhundert.<sup>36</sup> Beide Techniken, Pfostenbau und Ständerbau, dürften über Jahrhunderte nebeneinander bestanden haben. Auch ist davon auszugehen, dass es große regionale Unterschiede im Festhalten am traditionellen Pfostenbau und der Einführung des Ständerbaus gegeben hat.

Die gezeigten Befunde deuten aber darauf hin, dass man zumindest in einigen ländlichen Regionen Nordwestdeutschlands deutlich länger an der älteren Pfostenbauweise festgehalten hat, als bisher angenommen wurde – nämlich bis ins 16. Jahrhundert, also bis in die frühe Neuzeit. Der im Gebiet des niederdeutschen Hallenhauses übliche Innengerüstbau könnte eine längere Beibehaltung des Pfostenbaus begünstigt haben, da sich die Lebensdauer der eingegrabenen Pfosten im trockenen Gebäudeinnern nicht unerheblich verlängern konnte. Erst besonders günstige äußere Bedingungen im 16. Jahrhundert könnten einen grundlegenden technologischen und funktionalen Wandel im Hausbau befördert haben, zu dem zumindest in einigen Regionen die endgültige Ablösung des traditionellen Pfostenbaus durch den dauerhafteren, aber auch aufwendigeren Ständerbau gehört haben mag. Daher möchte ich zum Schluss noch kurz auf die möglichen Ursachen für den postulierten bautechnischen Wandel im 16. Jahrhundert eingehen: Was könnte Bauern veranlasst haben, so lange an einer alttümlichen, technisch unterlegenen Bauweise wie dem Pfostenbau festzuhalten und erst in der frühen Neuzeit endgültig zum Bau von Ständerbauten überzugehen, die Jahrhunderte überdauern konnten?

### **Gründe für die Baukonjunktur des 16. Jahrhunderts:**

#### *a) Spätmittelalterliche Agrardepression und wachsender Wohlstand im 16. Jahrhundert*

Seit den Arbeiten von Wilhelm Abel wissen wir, dass das Spätmittelalter von der sogenannten „Agrardepression“ gekennzeichnet war, die man als eine Folge von schweren Agrar- und Bevölkerungskrisen beschreiben kann. Der „Schwarze Tod“, die europaweite Pestepidemie von 1347-50 und die folgenden Seuchenzüge, die zahlreichen Fehden des lokalen Adels, Missernten und sinkende Getreidepreise waren bestimmende, krisenhafte Erscheinungen, die einen erheblichen Bevölkerungsrückgang und den

<sup>36</sup> Zahlreiche Beispiele bei Zimmermann 1998, S. 104ff.

allseits bekannten Wüstungsprozess zur Folge hatten.<sup>37</sup> Unter diesen ungünstigen Umständen ist kaum damit zu rechnen, dass technologische Fortschritte im Hausbau, die in den Städten schon lange eingeführt waren, auf dem Lande umgesetzt werden konnten. Ein Zusammenhang zwischen schlechten wirtschaftlichen Bedingungen, kriegerischen Ereignissen und dem Bau von wenig dauerhaften Häusern ist in der Literatur mehrfach hergestellt worden.<sup>38</sup> In „schlechten Zeiten“ war das Interesse der Menschen gering, Häuser in kostspieliger, dauerhafter Bauweise zu errichten.

Im frühen 16. Jahrhundert endete die spätmittelalterliche Agrardepression; zunehmende Bevölkerungszahlen und steigende Getreidepreise bedingten einen allmählich wieder anwachsenden Wohlstand auch auf dem Lande.<sup>39</sup> Seit dem allgemeinen Landfrieden von 1495 hatten die unzähligen Fehden zwischen lokalen Adligen aufgehört; die Zeiten wurden friedlicher. Die Bevölkerungszahlen stiegen im Laufe des 16. Jahrhunderts deutlich an; zahlreiche neue Kleinsiedlerstätten wurden in den Dörfern und auf den Gemeinen Marken gegründet. Viele Dörfer und ganze Regionen, die im Spätmittelalter wüst gefallen waren, wurden im frühen 16. Jahrhundert wiederbesiedelt.<sup>40</sup>

Die steigenden Getreidepreise führten zu wachsendem bäuerlichen Wohlstand, besonders im oberen und mittleren Wesergebiet, das sich zu dieser Zeit zu einer „Kornkammer“ mit hohen Getreideexporten über die Weser entwickelte. Nicht zufällig kam es im 16. Jahrhundert zu einer kulturellen Blüte in dieser Region, an der Adel, Bürger und auch Bauern Anteil hatten und die heute als „Weserrenaissance“ bekannt ist.<sup>41</sup>

#### *b) Rechtliche Bedingungen und mentaler Wandel*

In Nordwestdeutschland hatten sich im Spätmittelalter moderate Formen von Leibeigenschaft und Grundherrschaft herausgebildet, die den Bauern relativ günstige Existenzbedingungen boten. Die meisten Bauern waren zwar persönlich unfrei (leibeigen) und ihre Höfe befanden sich im Obereigentum eines weltlichen oder kirchlichen Grundherrn – doch wurde die Grundherrschaft bei weitem nicht so restriktiv gehandhabt wie die Gutsherrschaft in Ostelbien.<sup>42</sup> Willkürliches Bauernlegen durch Adlige kam nur in wenigen Ausnahmefällen vor; die Bauern waren durchaus in der Lage, sich gerichtlich gegen solche Übergriffe oder andere rechtliche Beeinträchtigungen durch ihre Grundherren zu wehren.<sup>43</sup> Der Bauernkrieg von 1525, in dem sich die Bauern Süd- und Mitteldeutschlands gegen eine drückende Feudalherrschaft auflehnten, fand wohl auch aus diesem Grund in Nordwestdeutschland keine Verbreitung.

<sup>37</sup> Abel 1966, S. 42ff. und 55ff.

<sup>38</sup> Zahlreiche Hinweise bei Zimmermann 1998, S. 178ff.

<sup>39</sup> Abel 1966, S. 97ff.

<sup>40</sup> Kerschbaumer 1992, Gerking 1995, S. 73f.

<sup>41</sup> Angermann 1970, Rothe/Rüthing 1989.

<sup>42</sup> Rösener 1993, S. 137ff. Zu den Verhältnissen in Lippe s. Hüllinghorst 1992b.

<sup>43</sup> Ein eindringliches Beispiel aus Lippe bei Hüllinghorst 1992a.

Die wichtigsten bäuerlichen Rechtsformen sind das ältere Eigenbehörigenrecht (Kombination von Leib- und Grundherrschaft) und das modernere Meierrecht (Zeitpachtrecht); in beiden Fällen ist eine Vererbbarkeit des Hofes die Regel. Das Anerbenrecht (die ungeteilte Weitergabe des Hofes an den ältesten oder jüngsten Sohn) setzte sich seit dem Spätmittelalter durch und verfestigte sich.<sup>44</sup> Wie alte Schatzungslisten zeigen, wurden im frühen 16. Jahrhundert erbliche Hofnamen allgemein üblich, die über Generationen bis ins 20. Jahrhundert weitergegeben werden.<sup>45</sup> Mit der Ausbreitung der Reformation ab den 1530-er Jahren ging schließlich eine zunehmende Alphabetisierung und damit eine wachsende kulturelle und geistige Selbstbestimmung auch der ländlichen Bevölkerung einher.<sup>46</sup>

All diese genannten Umstände sprechen für ein steigendes Selbstbewußtsein der Landbevölkerung unter günstigen ökonomischen, rechtlichen und kulturellen Bedingungen im 16. Jahrhundert. Dieses Selbstbewußtsein äußert sich unter anderem auch in einer aufwendigen Sachkultur, die zu dieser Zeit erstmals greifbar wird: Aus dem 16. Jahrhundert sind in Nordwestdeutschland die ältesten überlieferten bäuerlichen Möbel, insbesondere Truhen, erhalten. In Horsten (Lk. Schaumburg) gelang es Ulrich v. Damaros, eine schlichte Eichentruhe dendrochronologisch „nach 1544“, also wohl in die Bauzeit des Hauses von 1554 (d) zu datieren.<sup>47</sup> Aufwendige, eisenbeschlagene Stollentruhen aus der Mitte und der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sind aus dem städtischen Milieu, aber auch von bäuerlichen Höfen in relativ großer Zahl erhalten. Zeitgenössische Sterbfallinventare und Diebstahlsanzeigen belegen gegen Ende des 16. Jahrhunderts aufwendige, z.T. luxuriöse Kleidungsstücke nicht nur bei Großbauern, sondern auch in mittel- und kleinbäuerlichen Haushalten; in den ersten „Policeyordnungen“ versuchte die Obrigkeit schon um 1550, den vermeintlichen Kleiderluxus der Untertanen einzuschränken.<sup>48</sup> Nicht zuletzt äußert sich das gewachsene Selbstbewußtsein der ländlichen Bevölkerung des 16. Jahrhunderts im nunmehr nachweisbaren Bau von qualitätvollen, repräsentativen und dauerhaften Häusern, deren Erbauer ihre Namen stolz in den um 1550 aufkommenden Bauinschriften verewigten.<sup>49</sup> Ein Beispiel ist der Torbogen des Uphofes in Währentrup bei Oerlinghausen (Kr. Lippe) von 1588, in

<sup>44</sup> Rösener 1986, S. 195f.; Rüffer 2001.

<sup>45</sup> Zur Entstehung erblicher Hofnamen in Lippe s. Linde 2001; zur den „Hausnamen“ der nördlichen Lüneburger Heide, die häufig auf den Erbauer eines Hauses im 16. Jahrhundert zurückgeführt werden können, s. Klages 1996, S. 128f. Auch der lippische Hofname „Mertens“ (Heidenolddorf Nr. 12, s.o.) verweist auf den Gründer dieser frühneuzeitlichen Kötterstätte.

<sup>46</sup> Zu den Auswirkungen der Reformation auf die Volkskultur in Ostwestfalen s. Angermann 1995, S. 91ff. und 174ff.

<sup>47</sup> Die genauen Daten sind 1536 +/- 6 und nach 1544 (d); vgl. Damaros, Bauuntersuchung (wie Anm. 17).

<sup>48</sup> Homoet u.a. 1983, Angermann 1995, S. 105ff., 135ff. und 272ff.; Abdruck einer frühen lippischen Kleiderordnung von 1549 ebda., S. 137.

<sup>49</sup> Schmülling 1951.

dessen mittelniederdeutscher Inschrift Bauherr und Zimmermeister gleichberechtigt namentlich genannt werden:

M. (= Meier) ADAM THOM VPHAVE HEFT MI GEBOVWET – M. (= Meister) CORT STEINHAGE HEFT MI GEHOVWET (gehoben = aufgerichtet) – ANO D. 1588 D. 20. JULII.

Spätestens an dieser Stelle ist aber auch an die starke Vorbildwirkung der blühenden städtischen Fachwerkarchitektur im Weserraum des 16. Jahrhunderts zu erinnern, die sich in den Inschriften und Dekorformen der ländlichen Bauten widerspiegelt.<sup>50</sup> Daneben entstanden auf den vielen Adelssitzen der Region nicht nur die allseits bekannten Schlösser der „Weserrenaissance“, sondern vor allem zahlreiche stattliche Fachwerkbauten, die auf die umgebende Bautätigkeit nicht ohne Einfluss geblieben sein dürften. Viele Adlige ließen im 16. Jahrhundert monumentale niederdeutsche Hallenhäuser als Wohn- und Wirtschaftsgebäude errichten, die anschließend von den gleichen Bauleuten in etwas bescheidenerer Form auf Bauernhöfen gebaut werden konnten. Besonders enge Beziehungen und Verflechtungen zwischen städtisch-bürgerlicher, adliger und ländlich-bäuerlicher Kultur spielten bei der Herausbildung der ländlichen Bauweise des 16. Jahrhunderts eine zentrale, kaum zu unterschätzende Rolle.

Ein grundlegender, „fundamentaler“ technologischer Wandel im Hausbau, der unter anderem auch einen endgültiger Übergang vom Pfostenbau zur Ständerbauweise, die viele Generationen überdauern konnte, umfassen konnte, erscheint zu dieser Zeit und unter den geschilderten günstigen Umständen durchaus denkbar.

### Zusammenfassung und Ausblick

Es ist inzwischen Konsens in der ländlichen Hausforschung, dass wir es im 16. Jahrhundert mit einer beispiellosen Baukonjunktur in Stadt und Land zu tun haben, wie sie sich in dem reichen Baubestand der früheren Grafschaft Lippe besonders deutlich zu erkennen gibt, aber auch in anderen Regionen belegbar ist. Wir können von einem regelrechten „Bauboom“ sprechen, von dem ganz Nordwestdeutschland erfaßt worden ist. Dabei sind die ältesten Bauten überall ab den 1530er Jahren nachweisbar; ältere Datierungen, die bis in das 15. Jahrhundert zurückreichen, sind äußerst selten. Zwischen 1550 bis 1560 nimmt die Zahl der überlieferten Bauten langsam zu; nach 1570 wird ein erster Höhepunkt erreicht, der bis in die ersten beiden Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts andauert. Dann folgt ein deutlicher Einbruch in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, an den sich eine sehr starke Wiederaufbau-Konjunktur in der zweiten Jahrhunderthälfte anschließt.

Ein Erklärungsansatz für das fast schlagartige Einsetzen eines überlieferten ländlichen Baubestandes in Nordwestdeutschland um die Mitte des 16. Jahrhunderts (und

<sup>50</sup> Hansen/Kreft 1980; Kaspar 1986.

für das weitgehende Fehlen älterer, spätmittelalterlicher Bausubstanz) wäre ein grundlegender bautechnologischer Wandel, dessen Ursachen in der überaus günstigen wirtschaftlichen und demographischen Entwicklung dieser Zeit zu suchen sind. Ein Aspekt dieses grundlegenden Wandels könnte in manchen Regionen ein später Übergang vom relativ schnell vergänglichen Pfostenbau zum dauerhafteren Ständerbau gewesen sein, wie er durch das 1625 niedergeschriebene Zeugnis des Pfarrers Nothold aus Lindhorst, aber auch durch einzelne Befunde von Pfostenresten unter Hallenhäusern des 16. Jahrhunderts in den Landkreisen Schaumburg und Cuxhaven wahrscheinlich gemacht werden kann. Auch einige Baubefunde von nur 25 bis 100 Jahre älteren, wiederverwendeten Deckenbalken in Hallenhausgefügen des 16. und 17. Jahrhunderts in der ehemaligen Grafschaft Hoya und der Lüneburger Heide können möglicherweise als Relikte voraufgehender Pfostenbauten interpretiert werden, doch fehlt dazu noch ein sicherer archäologischer Nachweis.

Die wenigen hier vorgestellten Befunde reichen selbstverständlich bei weitem noch nicht aus, um die Entwicklungsgeschichte des niederdeutschen Hallenhauses im Spätmittelalter neu zu schreiben. Hier können nur Denkanstöße gegeben werden. Keineswegs soll der Eindruck erweckt werden, der Übergang vom Pfostenbau zum Ständerbau sei die einzig denkbare Form eines bautechnischen Wandels gewesen, der zum Einsetzen des erhaltenen Baubestandes im 16. Jahrhundert geführt habe. Eine so komplexe Frage wie die nach der mittelalterlichen Genese des Hallenhauses kann nicht monokausal auf ein technisches Einzelproblem wie die Form der Gründung allein zurückgeführt werden.

Die Herausbildung des niederdeutschen Hallenhauses in seiner rezenten Form wird nach allgemeiner Ansicht in die Umbruchphase des 12. und 13. Jahrhunderts, also um die Wende vom Hoch- zum Spätmittelalter, datiert.<sup>51</sup> Konkrete, erhaltene bauliche Belege aus dieser Zeit fehlen aber bis heute und aussagekräftige archäologische Befunde sind sehr rar – im Gegensatz zu verschiedenen Regionen Süddeutschlands, wo „der vollendete Anfang im Mittelalter“ (Konrad Bedal) inzwischen an zahlreichen erhaltenen ländlichen Bauten des 14. und 15. Jahrhunderts eindrucksvoll belegt werden kann.<sup>52</sup> Auffallend ist der Unterschied von 100 bis fast 200 Jahren, der zwischen dem Einsetzen des ältesten ländlichen Baubestandes in Nordbayern und in Nordwestdeutschland liegt. War der Norden gegenüber dem Süden in bautechnischer Hinsicht wirklich so „unterentwickelt“ oder „zurückgeblieben“, dass es hier erst ein- bis zwei Jahrhunderte später zur Ausbildung einer dauerhaften ländlichen Bauweise kam – oder unterschätzen wir hier nur die Qualität der noch unbekanntten mittelalterlichen Bauernhäuser? Verschiedene Merkmale der ältesten rezenten Bauten wie etwa der mit dem Stabbau verwandte Bohlenständerbau der Südheide und des Münsterlandes deuten in

<sup>51</sup> Schepers 1960, S. 32ff.; Bedal 1993, S. 109ff.; zusammenfassend Rösener 1986, S. 77f.

<sup>52</sup> Bedal 1993, S. 119ff.; Bedal 1998.

diese Richtung.<sup>53</sup> Nicht die mangelhafte Qualität der mittelalterlichen Gebäude, sondern die überaus starke Agrarkonjunktur des 16. Jahrhunderts und darauf folgende Innovationsschübe im 18. und 19. Jahrhundert haben zu einer fast vollständigen Ausräumung der älteren Bausubstanz geführt. Möglicherweise war die Intensität des landwirtschaftlichen Aufschwungs zu Beginn der Neuzeit in Nordwestdeutschland stärker als in Teilen Süddeutschlands, wo es den Anschein hat, „als ob in der Neuzeit die im Mittelalter geschaffenen Bauformen nur weiter variiert werden, ein Bruch in der Entwicklung und in den Formen [...] jedenfalls bis in unser [20.] Jahrhundert in bestimmten Landschaften, wie Mittelfranken, nur selten auszumachen [ist].“<sup>54</sup>

Es ist davon auszugehen, dass der starken Baukonjunktur des 16. Jahrhunderts ein ganzes Bündel von bautechnischen Wandlungen auf Grund von veränderten funktionalen Anforderungen (etwa im Bereich der Viehaufstallung oder der Erntebergung)<sup>55</sup> vorausging, die wir aber mangels konkreter Befunde bisher noch nicht oder erst in Ansätzen nachweisen können. Diese Wandlungen in ihrer Gesamtheit haben erst zur endgültigen Herausbildung der dauerhaften und traditionell verankerten ländlichen Bauweise des niederdeutschen Hallenhauses und seiner Nebengebäude geführt, die in Nordwestdeutschland für fast fünf Jahrhunderte Bestand haben sollte.

Um die angedeuteten wirtschaftlichen, demographischen, kulturellen und mentalen Rahmenbedingungen am Übergang von Spätmittelalter und Früher Neuzeit besser zu verstehen und im Hinblick auf die Entwicklung der Bautätigkeit interpretieren zu können, ist ein intensiverer Austausch zwischen Bauforschung, Archäologie, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und historischer Volkskunde erforderlich. Vor allem aber sind möglichst viele archäologische Untersuchungen von spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Hofstellen notwendig. Um die nach wie vor bestehende Lücke zwischen frühgeschichtlichen bzw. frühmittelalterlichen Baubefunden und den ältesten noch stehenden Gebäuden des späten 15. und des frühen 16. Jahrhunderts zu schließen, ist vor allem eine engere Zusammenarbeit von Hausforschung und Archäologie zu fordern – zur Zeit wissen wir in Nordwestdeutschland mehr über Siedlungen der römischen Kaiserzeit als über die ländliche Bauweise des 12. bis 15. Jahrhunderts! Auf dem Gebiet der Stadtarchäologie konnten in den vergangenen Jahrzehnten bedeutende Erkenntnisfortschritte zur Wohn- und Alltagskultur und nicht zuletzt zum städtischen Hausbau des Spätmittelalters erzielt werden – hier gelang vielerorts der Anschluss der rezenten Bausubstanz an die archäologischen Befunde. Auch die Wüstungsforschung hat in den vergangenen Jahren besonders in Westfalen wichtige Ergebnisse erbracht,

<sup>53</sup> Kaspar 1988; Stiewe 1987; Eitzen u.a. 1993.

<sup>54</sup> Bedal 1998, S. 124.

<sup>55</sup> Während die Frage der Erntebergung schon lange die Diskussion in der Hausforschung beschäftigt – so etwa bei Schepers 1943 und 1960 oder Eitzen 1954 – konnte Ulrich Klages kürzlich interessante Befunde zum Wandel der Viehaufstallung im Flotwedel (östlich von Celle) beibringen; s. Klages 2001, S. 31ff.

doch fehlen Untersuchungen von kontinuierlich bewohnten ländlichen Siedlungen und Höfen – obwohl die zahlreichen Abbrüche älterer Gebäude leider viel zu oft dazu Gelegenheit geben. Die Forderung der ländlichen Hausforschung an die Archäologie kann daher nur lauten: *Grabt mehr Hofstellen!*

### Abgekürzt zitierte Literatur

- Abel 1966: Wilhelm Abel, Agrarkrisen und Agrarkonjunktur. Eine Geschichte der Land- und Ernährungswirtschaft Mitteleuropas seit dem hohen Mittelalter. Hamburg/Berlin 1966.
- Angermann 1970: Gertrud Angermann, Die Anfänge der Weserrenaissance in ihrer Verflechtung mit sozialen, wirtschaftlichen, religiösen und allgemein-geistigen Wandlungen des 16. Jahrhunderts, in: Heinz Stooß (Hg.), Ostwestfälisch-weserländische Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde, 3 (Veröffentlichungen des Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volkskunde 1, 15). Münster 1970, S. 178-224.
- Angermann 1995: Gertrud Angermann, Volksleben im Nordosten Westfalens zu Beginn der Neuzeit. Eine wachsende Bevölkerung im Kräftefeld von Reformation und Renaissance, Obrigkeit und Wirtschaft (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 89). Münster/New York 1995.
- Bedal 1977: Konrad Bedal, Ländliche Ständerbauten des 15. bis 17. Jahrhunderts in Holstein und im südlichen Schleswig (Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, 1). Neumünster 1977.
- Bedal 1993: Konrad Bedal, Historische Hausforschung. Eine Einführung in Arbeitsweise, Begriffe und Literatur (Quellen und Materialien zur Hausforschung in Bayern, 6, zugleich Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums, 18). 3. Aufl. Bad Windsheim 1993 (1. Aufl. Münster 1978).
- Bedal 1998: Konrad Bedal, Vielfältig und Vierräumig. Bemerkungen zum spätmittelalterlichen bäuerlichen Hausbau in Nordbayern – Bestand, Formen und Befunde, in: Konrad Bedal, Sabine Fechter und Hermann Heidrich (Hg.), Haus und Kultur im Spätmittelalter. Berichte der Tagung „Ländliche Volkskultur im Spätmittelalter in neuer Sicht“ des Fränkischen Freilandmuseums vom 24. bis 26. April 1996 (Quellen und Materialien zur Hausforschung in Bayern, 10, zugleich Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums, 30), Bad Windsheim 1998, S. 75-127.
- Baumeier u.a. 1987: Stefan Baumeier, G. Ulrich Großmann, Wolf-Dieter Könenkamp, Westfälisches Freilichtmuseum Detmold. Museumsführer. 2. Auflage 1987.
- v. Damaros 1996: Ulrich v. Damaros, Schaumburger Hallenhäuser des 16. und 17. Jahrhunderts, in: Ländlicher Hausbau in Norddeutschland und den Niederlanden (Berichte zur Haus- und Bauforschung, 4). Marburg 1996, S. 229-254.
- Dautermann 1995: Christoph Dautermann, Kammerfach und Preßstück. Beobachtungen zum ländlichen Wohnen des 16. Jahrhunderts am Beispiel des Meierhofes to Berens in Gütersloh-Spexard, in: Stefan Baumeier und Jan Carstensen (Hg.): Beiträge zur Volkskunde und Hausforschung, 7, Detmold 1995, S. 219-230.
- Eitzen 1954: Gerhard Eitzen, Die ältesten Hallenhausgefüge in Niedersachsen, in: Zeitschrift für Volkskunde 51, 1954, S. 37-76.
- Eitzen 1981: Gerhard Eitzen, Niederrheinische Bauernhäuser vom 15. bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts (Schriften und Führer des Rheinischen Freilichtmuseums Kommern, 19). Köln/Bonn 1981.
- Eitzen u.a. 1993: Gerhard Eitzen, Ulrich Klages, Hubertus Michels und Heinrich Stiewe: Die ältesten Bauernhäuser der Lüneburger Heide (Landwirtschaftsmuseum Lüneburger Heide, Materialien zum Museumsbesuch, hg. von Horst W. Löbert, 14). Suderburg-Hösseringen 1993.
- Gerking 1995: Willy Gerking, Die Wüstungen des Kreises Lippe. Eine historisch-archäologische und geographische Studie zum spätmittelalterlichen Wüstungsgeschehen in Lippe (Veröffentlichungen der Altertumskommission für Westfalen, 10). Münster 1995.
- Grote 1982: Rolf-Jürgen Grote: Der ländliche Hausbau in den Vierlanden unter der beiderstädtischen Herrschaft Hamburgs und Lübecks bis 1867. Diss. Hamburg 1982.
- Hansen/Kreft 1980: Wilhelm Hansen und Herbert Kreft, Fachwerkbau im Weserraum. Hameln 1980.
- Hohenschwert 1978: Friedrich Hohenschwert, Die Fundamentgrabung auf dem Kuhlhof in Kohlstädt (Lippe). Ein Beitrag zur mittelalterlichen Hausforschung, in: Martha Bringemeier u.a. (Hg.): Museum und Kulturgeschichte. Festschrift für Wilhelm Hansen (Schriften der Volkskundlichen Kommission für Westfalen, 25), Münster 1978, S. 73-90.
- Homoet u.a. 1983: Christiane Homoet, Dietmar Saueremann und Joachim Schepers, Sterbfallinventare des Stiftes Quernheim (1525-1808). Eine quellenkritische Untersuchung zur Diffusionsforschung (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 32). Münster 1983.

- Hüllinghorst 1992a: Bernd Hüllinghorst, Rebellion im Amt Iggenhausen? Bäuerlicher Widerstand gegen feudale Herrschaft in Lippe, dargestellt am Streit um die Leibeigenschaft der Vitifreien (1589-1721), in: Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde 61, 1992, S. 41-98.
- Hüllinghorst 1992b: Bernd Hüllinghorst, „Daß keine ärmere geplagte Leute in der Grafschaft Lippe wohnten!“ Die lippische Leibeigenschaft im 17. Jahrhundert, in: Der Weserraum zwischen 1500 und 1650: Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur in der Frühen Neuzeit (Materialien zur Kunst- und Kulturgeschichte in Nord- und Westdeutschland, 4). Marburg 1992, S. 93-113.
- Kaspar 1986: Fred Kaspar, Fachwerkbauten des 14. bis 16. Jahrhunderts in Westfalen (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 52), Münster 1986 (1. Aufl. 1978).
- Kaspar 1988: Fred Kaspar, Stabbau, Ständerbohlenbau, Fachwerk.. Zur Frühgeschichte des Fachwerks in Nordwestdeutschland, in: Günter Wiegmann, Fred Kaspar (Hg.), Beiträge zum städtischen Bauen und Wohnen in Nordwestdeutschland (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 58). Münster 1988, S. 59-77.
- Kaspar 1998: Fred Kaspar, Ein neuer Anfang im Spätmittelalter? Zum mittelalterlichen ländlichen Hausbau in Nordwestdeutschland, in: Konrad Bedal, Sabine Fechter und Hermann Heidrich (Hg.), Haus und Kultur im Spätmittelalter. Berichte der Tagung „Ländliche Volkskultur im Spätmittelalter in neuer Sicht“ des Fränkischen Freilandmuseums vom 24. bis 26. April 1996 (Quellen und Materialien zur Hausforschung in Bayern, 10, zugleich Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums, 30), Bad Windsheim 1998, S. 151-161.
- Klages 1996: Ulrich Klages, „Kours Hus“ in Sprötze, Lk. Harburg. Bautechnischer Wandel an einem Geestbauernhaus des 16. Jahrhunderts, in: Ländlicher Hausbau in Norddeutschland und den Niederlanden (Berichte zur Haus- und Bauforschung, 4), Marburg 1996, S. 115-132.
- Klages 2001: Ulrich Klages, Das ältere Bauernhaus im Flotwedel und seinen Nachbargebieten. Neue Befunde zum ländlichen Hausbau im 16. und 17. Jahrhundert (Beiträge zur Kulturgeschichte der Lüneburger Heide, 3). Suderburg 2001.
- Kerschbaumer 1992: Dagmar Kerschbaumer, Wiederbesiedlungen im braunschweig-wolfenbüttelschen „Weserdistrikt“ im 16. Jahrhundert, in: Der Weserraum zwischen 1500 und 1650: Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur in der Frühen Neuzeit (Materialien zur Kunst- und Kulturgeschichte in Nord- und Westdeutschland, 4). Marburg 1992, S. 61-91.
- Kuhlmann 1954: Martin Kuhlmann, Bevölkerungsgeographie des Landes Lippe (Forschungen zur deutschen Landeskunde, 76). Remagen 1954.
- Linde 2001: Roland Linde, Familienname contra Hofname: Konkurrierende Formen der Namensvererbung im ländlichen Westfalen des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit, in: Uta Halle, Frank Huisman und Roland Linde (Hg.), Dörfliche Gesellschaft und ländliche Siedlung. Lippe und das Hochstift Paderborn in überregionaler Perspektive (Sonderveröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe e.V., 59). Bielefeld 2001 (im Druck).
- Maschmeyer 1988: Dietrich Maschmeyer, Die ältesten Fachwerkgefüge in der Grafschaft Bentheim und ihren Nachbargebieten, in: Konrad Bedal (Hg.), Hausbau im Mittelalter III (Jahrbuch für Hausforschung, Sonderband). Sobernheim/Bad Windsheim 1988, S. 69-104.
- Ottolien 1993: Wolfgang Ottolien, Die „Zuspätgekommenen“. Ländliche Unterschichten in Lippe vom 16. bis 19. Jahrhundert in ihrer Verbindung mit der Gewerbeentwicklung des Raumes (Sonderveröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe e.V., 39). Detmold 1993.
- Rausch 1957: Hans Rausch (Bearb.), Anthonius Nothold, Historia Linthorstana. Das ist gründlicher, warhafter und beständiger Bericht von der Kirchen zu Linthorst... Mskr. Lindhorst 1625 (Unsere schaumburg-lippische Heimat. Mitteilungen des Vereins für schaumburg-lippische Geschichte, Altertümer und Landeskunde e.V., 12). Bückeberg 1957.
- Reichmann 1984: Christoph Reichmann, Zur Entstehungsgeschichte des Niederdeutschen Hallenhauses, in: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 29, 1984, S. 31-64.
- Riepshoff o.J.: Heinz Riepshoff, Speicher und Backhäuser in der Grafschaft Hoya. Lilienthal o. J.
- Rösener 1986: Werner Rösener, Bauern im Mittelalter. München 1986.
- Rösener 1993: Werner Rösener, Die Bauern in der europäischen Geschichte (Europa bauen). München 1993.
- Rothe/Rüthing 1989: Jörg Michael Rothe und Heinrich Rüthing, Der „edle Stroh“. Daten, Beobachtungen und Überlegungen zur wirtschaftlichen Entwicklung des Weserraumes von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum Dreißigjährigen Krieg. In: Renaissance im Weserraum Bd. 2 – Aufsätze (Schriften des Weserrenaissance-Museums Schloß Brake 2). München/Berlin 1989, S. 44-70.
- Rüffer 2001: Joachim Rüffer, Erbfolgerecht und bäuerliche Vererbungsstrategien in den Anerbengebieten Westfalens im 17. und 18. Jahrhundert, in: Frank Göttmann und Peter Respondek (Hg.), Historisch-demographische Forschungen. Möglichkeiten, Grenzen, Perspektiven (Paderborner Historische Forschungen, 11). Köln 2001, S. 70-93.

- Sauermann 1970: Dietmar Sauermann, Hofidee und bäuerliche Familienverträge in Westfalen, in: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 17, 1970, S. 58-78.
- Schepers 1943: Josef Schepers, Das Bauernhaus in Nordwestdeutschland (Schriften der Volkskundlichen Kommission im Provinzialinstitut für westfälische Landes- und Volkskunde, 7). Münster 1943 (leicht veränderter Neudruck Bielefeld 1978).
- Schepers 1960: Josef Schepers, Westfalen-Lippe (Haus und Hof deutscher Bauern 2). Münster 1960 (folgende Auflagen unter dem Titel: Haus und Hof westfälischer Bauern, 7. Auflage 1994).
- Schmülling 1951: Wilhelm Schmülling, Hausinschriften in Westfalen und ihre Abhängigkeit vom Bauegefüge (Schriften der Volkskundlichen Kommission im Provinzialinstitut für westfälische Landes- und Volkskunde, 9). Münster 1951.
- Stiewe 1985: Heinrich Stiewe, Lippische Bauernhöfe des 16.-19. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur ländlichen Hausforschung (Schriften des Lippischen Landesmuseums, 1). Detmold 1985 (2. Aufl. 1997).
- Stiewe 1987: Heinrich Stiewe, Ein Bauernhaus des frühen 16. Jahrhunderts aus dem östlichen Münsterland, in: Hausbau in Münster und Westfalen (Jahrbuch für Hausforschung, 36/37). Sobernheim 1987, S. 113-134.
- Stiewe 1992: Heinrich Stiewe, Ein Hallenhaus von 1494/95(d) in der Winser Elbmarsch (Niedersachsen), in: AHF-Mitteilungen des Arbeitskreises für Hausforschung e.V. 39, 1992, S. 3-5.
- Stiewe 1995: Heinrich Stiewe, Ein mittelbäuerliches Hallenhaus des 16. Jahrhunderts in Lippe. Bauhistorische Untersuchung des Hauses Im Rüsckken 15 in Lemgo-Brüntorf, in: Berichte zur Haus- und Bauforschung 3, Marburg 1994, S. 277-291.
- Stiewe 1996a: Heinrich Stiewe, Die ältesten Bauernhäuser der Grafschaft Lippe. Neue Befunde zum ländlichen Hausbau des 16. Jahrhunderts, in: Ländlicher Hausbau in Norddeutschland und den Niederlanden (Berichte zur Haus- und Bauforschung, 4). Marburg 1996, S. 293-328.
- Stiewe 1996b: Heinrich Stiewe, Ländliche Hausforschung in Norddeutschland – ein Nachwort, in: Ländlicher Hausbau in Norddeutschland und den Niederlanden (Berichte zur Haus- und Bauforschung, 4). Marburg 1996, S. 359-363.
- Stiewe 1998: Heinrich Stiewe, Baukonjunkturen, Kriegszerstörungen und Wiederaufbau. Bautätigkeit in der Grafschaft Lippe im 17. Jahrhundert, in: Bettina Rinke (Hg.), Lippe 1618-1648. Der lange Krieg – der ersehnte Frieden. Detmold 1998, S. 109-132.
- Stiewe 1999: Heinrich Stiewe, Das Bauernhaus Kuhlmeier in Kohlstädt. Neue Erkenntnisse zu Baugeschichte und Datierung, in: Heinz Wiemann (Hg.): Schlangen – Kohlstädt – Oesterholz – Haustenbeck. Beiträge zur Geschichte, Bd. 2. Schlangen 1999, S. 40-52.
- Stiewe 2001: Heinrich Stiewe, Kleinkötter, Hoppenplöcker und Straßenkötter. Zum Hausbau der „kleinen Leute“ in Lippe, in: Uta Halle, Frank Huismann und Roland Linde (Hg.), Dörfliche Gesellschaft und ländliche Siedlung. Lippe und das Hochstift Paderborn in überregionaler Perspektive (Sonderveröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe e.V., 59). Bielefeld 2001 (im Druck).
- Verdenhalven 1971: Fritz Verdenhalven, Die Lippischen Landschaftsregister von 1535, 1545, 1562 und 1572 (Lippische Geschichtsquellen, 4). Münster 1971.
- Zimmermann 1998: W. Haijo Zimmermann, Pfosten, Ständer und Schwelle und der Übergang vom Pfosten- zum Ständerbau – Eine Studie zu Innovation und Beharrung im Hausbau, in: Probleme der Küstenforschung im südlichen Nordseegebiet 25, Oldenburg 1998, S. 9-241.
- Zoller 1980: Dieter Zoller, Herd und Herdstelle aus archäologischer Sicht, in: Hermann Kaiser: Herdfeuer und Herdgerät im Rauchhaus. Wohnen damals (Materialien zur Volkskultur – nordwestliches Niedersachsen, 2). Cloppenburg 1980, S. 183-197.

# Turn- und Sportvereine in Paderborn im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert<sup>1</sup>

von Marie-Luise Klein/Wiebke Lamprecht

## 1. Einleitung

In dem folgenden Beitrag werden ausgewählte Befunde aus einem Forschungsprojekt zur Geschichte des Sports in der Stadt Paderborn vorgestellt.<sup>2</sup> Gegenstand der Untersuchung waren u.a. die Turn- und Sportvereine, die es in Paderborn einmal gab oder auch heute noch gibt. Die Ausführungen zeigen, daß das Aufkommen und die weitere Entwicklung der lokalen Turn- und Sportvereine eng mit der städtischen Entwicklung verbunden waren, allerdings ist auch die allgemeine Turn- und Sportgeschichte in Westfalen bzw. in Deutschland als wichtige Vergleichs- und Erklärungsbasis heranzuziehen.

Über die historische Rekonstruktion der frühen Turn- und Sportvereinsentwicklung in Paderborn hinaus ist es Anliegen des Beitrages, Gemeinsamkeiten mit der allgemeinen bürgerlichen Vereinsbewegung im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert aufzuzeigen. Diese vereinssoziologische bzw. -historische Einordnung unserer Befunde erfolgt anhand der Aspekte politische Positionierung der Turn- und Sportvereine, Sozialstruktur der Vereine sowie der Vereinskultur.

## 2. Die Anfänge des Turnens in Paderborn

Als Wegbereiter der frühen Turngemeinschaften und späteren Turnvereine gilt Friedrich Ludwig Jahn, der Begründer des Deutschen Turnens. 1811 eröffnete Jahn auf der Berliner Hasenheide den ersten Turnplatz im Grünen. Auslöser der Jahnschen Aktivitäten war der Friede von Tilsit (1807), der die Niederlage der preußischen Armee gegen Napoleon besiegelte. Die Niederlage gab den Reformkräften in Bürokratie und Militär Auftrieb, Maßnahmen zur Umgestaltung des preußischen Staates zu ergreifen.

Jahns Anliegen war, über eine allgemeine Volksbildung, in deren Mittelpunkt die körperlichen Ertüchtigung stand, ein nationales Bewußtsein zu wecken und die nationale Einheit zu fördern. Zielrichtung war, die napoleonische Fremdherrschaft zu beenden und die Bildung eines deutschen Nationalstaates voranzutreiben. Jahns Initiative richtete sich dementsprechend an die Jugend, seine Anhänger waren anfangs überwiegend Schüler und Studenten.

<sup>1</sup> Vortrag im Rahmen der Tagung „Fragen der Regionalgeschichte“ am 4.11.2000 in Paderborn; der Vortragsstil ist weitgehend beibehalten worden.

<sup>2</sup> Vgl. LAMPRECHT, Wiebke/KLEIN, Marie-Luise: Paderborner Sportgeschichte. Paderborn 2000

Insgesamt war es die unterschwellige Militarisierung, die die Jahnsche Initiative charakterisierte und ihren Erfolg begründete.<sup>3</sup> Die preußische Regierung unterstützte zunächst das Turnwesen und bemühte sich, im ganzen Land Turnanstalten nach Jahnschem Vorbild errichten zu lassen. 1818 gab es in Preußen bereits ca. 100 Turnanstalten und -gesellschaften<sup>4</sup>, die allerdings sehr ungleichmäßig über das Land verteilt waren. In Westfalen hatte sich das Turnen bis dahin nicht durchsetzen können, was wohl auch an den dortigen politischen Verhältnissen lag.

Die Zeit um 1817/18 gilt als Höhepunkt und Wendepunkt der frühen Turnbewegung. Nach den Befreiungskriegen gewannen in Preußen die konservativen politischen Kräfte wieder an Einfluß. Jahn, der weiterhin die Ideen der Reformzeit vertrat, fand keinen Rückhalt mehr. Schließlich kam es im Zuge einiger Vorkommnisse, mit denen die Turner in Verbindung gebracht wurden - die Verbrennung reaktionärer Schriften während des Wartburgfestes 1817 und die Ermordung August v. Kotzebues durch den Turner und Burschenschaftler Karl Ludwig Sand - zur Verhaftung Jahns als Demagoge und in der Folge zur Verhängung einer Turnsperrung, die die Schließung aller inzwischen 115 Turnplätze und Turnanstalten in Preußen nach sich zog.

Ein erster Versuch, das Turnen auch in Paderborn zu etablieren, wurde im Jahre 1819 unternommen. Er fiel in eine Zeit des politischen und gesellschaftlichen Umbruchs der Paderstadt. Bereits 1803 hatte Paderborn mit der Aufhebung des Fürstbistums seinen Status als Landeshauptstadt eingebüßt. Nach einem Jahrzehnt wirrer politischer Entwicklungen, in dem es unter anderem von 1806 bis 1813 das französische Königreich Westphalen gab, entstand 1816 schließlich die Provinz Westfalen. Paderborn wurde wieder unter preußische Verwaltung gestellt, verlor dadurch endgültig seine zentrale Verwaltungsfunktion und gehörte als Kreisstadt nun zum Regierungsbezirk Minden.<sup>5</sup> Die Bevölkerung war den Preußen nicht wohl gesonnen. Trotz allem war es Wunsch der königlichen Regierung, auch in Paderborn<sup>6</sup> einen öffentlichen Turnplatz, nach dem Muster eines bereits in Minden existierenden Platzes<sup>7</sup>, einzurichten. Im März 1819 fragte man deshalb beim Paderborner Stadtdirektor an, wie die öffentliche Meinung über das Turnen sei und ob die entsprechenden Voraussetzungen für die Errichtung eines Turnplatzes gegeben seien.<sup>8</sup> Die Anfrage wurde

<sup>3</sup> Vgl. EISENBERG, Christiane: „English Sports“ und deutsche Bürger: Eine Gesellschaftsgeschichte 1800-1939. Paderborn; München; Wien; Zürich 1999, S. 105 ff.

<sup>4</sup> Vgl. SCHODROCK, Karl-Heinz: 175 Jahre Turnen und Sport in Westfalen und Lippe 1818-1999. In: Festschrift 100 Jahre Ostwestfälischer Turngau. Paderborn 1993, S. 19.

<sup>5</sup> Vgl. MARON, Wolfgang: Vom Ende des Fürstbistums bis zur Gründung des Deutschen Reiches (1802-1871). In: HÜSER, Karl (Hg.): Paderborn. Geschichte der Stadt und ihrer Region 3: Das 19. und 20. Jahrhundert. Paderborn 1999, S. 7 ff.

<sup>6</sup> Ebenso in Bielefeld und Herford.

<sup>7</sup> Der am 17.7.1818 in Minden eröffnete Turnplatz war der erste öffentliche Turnplatz in Westfalen. Vgl. SCHODROCK 1993, S. 24 ff.

<sup>8</sup> Verfügung des Landrates Elverfeldt an Stadtdirektor Meyer vom 17.3.1819, StadtA PB A 3068.

abschlägig beschieden, da insbesondere die Lehrer keine günstige Meinung vom Turnwesen hatten.<sup>9</sup>

Die Absage hatte zunächst keine Auswirkungen auf die weitere Entwicklung des Turnens in der Region, da mit Verhängung der Turnsperrre die Verbreitung des Turnens zunächst gestoppt oder doch zumindest verzögert wurde. So wurde in Paderborn, wie auch an andern Orten, das Schulturnen zur Keimzelle der Turn- und Sportentwicklung. Als erste Schule nahm 1835 das königliche Gymnasium Theodorianum den Turnunterricht auf seinem ersten Turnplatz „auf dem Riemeke“ auf.<sup>10</sup> Durch den Schulturnerlaß des preußischen Königs Friedrich Wilhelm IV. von 1842 wurde das Turnverbot schließlich aufgehoben und das Turnen offiziell als Erziehungsmittel für Schulen anerkannt.

### 3. Die ersten Turnvereine in Paderborn

Die erste Turnvereinsgründung in Paderborn erfolgte im Jahr 1848. Bis zur Etablierung des Turnvereinswesens in der Paderstadt sollte es noch längere Zeit dauern. Dies ist vor folgendem Hintergrund zu verstehen: Mit der in der Revolution 1848/49 durchgesetzten Versammlungs- und Vereinsfreiheit war die Voraussetzung für öffentliches Wirken und damit die Grundlage für die moderne Turn- und Sportbewegung geschaffen. Nach Aufhebung der Turnsperrre kam es in den 40er und 50er Jahren zunächst im Rheinland zur vermehrten Gründung von Turnvereinen, in Westfalen setzte diese Entwicklung verstärkt erst in den 60er Jahren ein. Die ersten Ansätze zur Vereinsbildung in Westfalen um 1848/49 waren zögerlich; das Vereinsturnen blieb episodisch. Ursache dafür war in erster Linie das preußische Vereinsgesetz von 1850, das das freiheitliche Vereinigungsrecht der Revolution gewissermaßen außer Kraft setzte. Es erlaubte eine peinlich genaue polizeiliche Überwachung und entzog damit der Turnbewegung in Preußen faktisch ihre Existenzgrundlage. Auch in Westfalen führte es dazu, daß die meisten Vereine, die sich bis dahin gegründet hatten, aufgelöst wurden oder – völlig verunsichert – dies von sich aus taten.<sup>11</sup> Im Mindener Regierungsbezirk existierten dadurch 1851 nur noch Turnvereine in den Städten Minden, Bielefeld und Wiedenbrück, im Raum Münster gab es gar keine Turnvereine mehr.<sup>12</sup>

Paderborn war in dieser Zeit noch immer eine ländliche, vom Kleingewerbe geprägte Stadt mit etwa 10.800 Einwohnern. Allerdings begann für die Stadt eine Phase des Aufschwungs. Die durch den Eisenbahnanschluß 1850 verbesserte Infrastruktur

<sup>9</sup> Vgl. StadtA PB A 3068.

<sup>10</sup> Vgl. StadtA PB A 5489, Bl. 69.

<sup>11</sup> Vgl. DÜDING, Dieter: Organisierte gesellschaftlicher Nationalismus in Deutschland (1808-1847). Bedeutung und Funktion der Turner- und Sängervereine für die deutsche Nationalbewegung. München/Wien 1984, S. 310 ff.

<sup>12</sup> Vgl. KREY, Ursula: Vereine in Westfalen 1840-1955: Strukturwandel, soziale Spannungen, kulturelle Entfaltung. Paderborn 1993, S. 357 ff.

förderte die Gewerbeansiedlung von Buchdruckereien, einer Brauerei und anderer Betriebe. Es kamen neue Menschen und mit ihnen neue Ideen in die Stadt.

Das gesellschaftliche Leben war damals geprägt von Schützenfesten, Kirmessen, Bällen und dem traditionellen Liborifest, das Elemente kirchlicher und weltlicher Festkultur vereinte (und bis heute vereint).<sup>13</sup>

In diese Zeitphase fällt die erste Turnvereinsgründung in Paderborn. Ein Aufruf im Gemeinnützigem Wochenblatt vom 28. Mai 1848 führte zur Gründung eines **Handwerkerturnvereins**, dessen Mitglieder hauptsächlich Eisenbahnhandwerker und Handwerkersöhne waren. Der Verein, der nur wenige Mitglieder hatte, verfügte bereits über alle nötigen, von den Turnern aus eigenen Mitteln beschafften Geräte und eine Fahne.<sup>14</sup> Lange kann dieser erste Paderborner Turnverein nicht bestanden haben, denn in einem Aufruf an "Westfalens Jugend" zur Gründung von Turnvereinen vom Juli 1849 wird beklagt, daß sich ausgerechnet in den bedeutenden westfälischen Zentren, wie Münster und Paderborn, keine turnerischen Lebenszeichen regten.<sup>15</sup>

Es ist anzunehmen, daß aus dem Handwerkerturnverein des Jahres 1848 im Jahre 1864 der **Paderborner Turnverein** hervorging. Die vorläufig letzte Notiz zu diesem Paderborner Turnverein findet sich anlässlich einer Karnevalsveranstaltung im Februar 1868. Danach löste sich der Verein wahrscheinlich auf, in der Tagespresse fand er zumindest keine Erwähnung mehr. Warum es zu dieser Auflösung kam, bleibt unklar.

Auf Anregung eines während des Kulturkampfes 1870 gegründeten Bildungsvereins kam es im Jahr 1874 zur erneuten Gründung des Paderborner Turnvereins, seine Mitglieder rekrutierten sich aus dem Bildungsverein. Im Verein aktiv waren nur die Söhne von Beamten, Kaufleuten und besser gestellten Handwerkern. Die Exklusivität des Vereins wird aus der Einladung zum Stiftungsfest 1875 deutlich: Nur Turnfreunde nebst Familie, sowie eingeführte Fremde hatten Zutritt.<sup>16</sup> 1894 feierte der Verein sein 30. Stiftungsfest<sup>17</sup>, danach verliert sich die Spur wiederum, wahrscheinlich hat er sich um die Jahrhundertwende aufgelöst.

Als 1875 durch die Gründung der Buchbinderei Henschel auf dem Kamp und die Vergrößerung der Druckerei Schönigh zahlreiche junge Männer nach Paderborn kamen und sich dem Paderborner Turnverein anschließen wollten, wurde ihnen die Aufnahme verweigert. Die turnbegeisterten Buchdrucker ließen sich dadurch nicht abschrecken. Nach dem großen Brand im Ükern im September 1875, an dessen

<sup>13</sup> Vgl. STAMBOLIS, Barbara: Libori. Das Kirchen- und Volksfest in Paderborn. Münster; New York 1996, S. 102 ff.

<sup>14</sup> Vgl. 1. Kreisturnfest des Turnkreises Paderborn am 10. und 11. August 1935 auf dem Schützenplatz Paderborn. Paderborn o. J. [1935], o. S.

<sup>15</sup> Aufruf der Turnvereine Bielefeld, Dortmund, Lippstadt, Witten, Bochum und Halver in der Westfälischen Zeitung vom 13.7.1849.

<sup>16</sup> Westfälisches Volksblatt vom 15.9.1875.

<sup>17</sup> Westfälisches Volksblatt vom 16.9.1894.

Löscharbeiten sie sich tatkräftig beteiligt hatten, faßten sie zunächst den Plan, eine Turnfeuerwehr zu gründen, wie sie damals in vielen Städten, so z. B. auch im benachbarten Lippstadt, bestand. Da sich im gleichen Monat die Freiwillige Feuerwehr konstituierte, sah man von diesem Vorhaben jedoch ab. Der Gedanke an einen festen Zusammenschluß ließ die Turner aber nicht mehr ruhen, und so erfolgte am 2. Oktober des Jahres 1875 die Gründung des **Allgemeinen Paderborner Turnvereins**.<sup>18</sup> Erster Vorsitzender des Vereins, der von Beginn an über 60 Mitglieder zählte, wurde der Buchdrucker Richard Heydeck.

Im Jahre 1890 änderte der Allgemeine Paderborner Turnverein seinen Namen in Turnverein Germania um. Nachdem in den ersten Jahren in verschiedenen Gaststätten geturnt worden war, konnte der Verein im Juni 1898 im Garten des Restaurants Dahmen, Westernstraße 14, seine eigene Turnhalle einweihen. Der Besitzer des Grundstückes hatte dieses unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Nachdem sich sieben Mitglieder für die anfallenden Kosten verbürgt hatten, war die Turnhalle in Eigenregie errichtet worden.<sup>19</sup>

1890 gründete sich mit dem Turnverein Jahn ein weiterer Turnverein in Paderborn. In einer Scheune hinter der Hesterschen Brauerei begann der turnerische Betrieb. Somit gab es gegen Ende des 19. Jahrhunderts drei Turnvereine in Paderborn.

Ergänzend und zusammenfassend sei an dieser Stelle eine erste politische, soziale und kulturelle Verortung der Turnvereine vorgenommen. Zum Verhältnis von Turnen und Politik ist bereits einiges gesagt. Es ist deutlich geworden, daß es einen mehrmaligen Wechsel zwischen politischem und unpolitischem Turnen gab. Zunächst die deutsch-nationale Gesinnung der frühen Turnvereine mit revolutionärem Impetus, der die unpolitischen Turnvereine der 40er Jahre des 19. Jh. folgten (II. Turnergeneration). In der Revolutionsphase 1848/49 meldeten sich die politischen Turner der ersten Generation zurück. Die preußischen Vereinsgesetze verhinderten eine weitere Ausbreitung. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts zeichneten sich die Turnvereine zwar noch immer durch eine deutsch-nationale, nun aber kaisertreue Gesinnung aus.

In den frühen Turngemeinden fanden sich i.d.R. Gleichgesinnte zusammen, die sich oft aus dem bürgerlichen Leben und aus anderen Vereinen gut kannten. Um unter sich zu bleiben, übernahmen die Vereine aus den damaligen Gewohnheiten des Vereinslebens die Ballotage (Kuglung), d.h. das Recht, über die Aufnahme neuer Mitglieder durch geheime Abstimmung zu entscheiden. Schon ein geringer Teil von „Nein-Kugeln“ genügte meist zur Ablehnung.<sup>20</sup> Dies war oft der Grund, warum sich

<sup>18</sup> Vgl. WV vom 1.10.1875.

<sup>19</sup> Vgl. 1. Kreisturnfest des Turnkreises Paderborn am 10. und 11. August 1935 auf dem Schützenplatz Paderborn. Paderborn o. J. [1935], o. S.

<sup>20</sup> Vgl. LANGENFELD, Hans: Von der Turngemeinde zum modernen Sportverein. Stationen auf dem 175jährigen Weg von Jahn bis Weyer. In: PILZ, Gunter A. (Hg.): Reinbek bei Hamburg 1986, S. 21 f. und auch Krey 1993, S. 309 f.

mehrere Turnvereine gründeten, wie die Gründung des Allgemeinen Paderborner TV durch die vom Paderborner Turnverein abgelehnten Handwerker gesellen bereits gezeigt hat. Diese soziale Abgrenzung der Vereine, die auch für Vereinsfeste galt, war i.d.R. nur von oben nach unten gegeben, d.h. die Bildungsbürger grenzten sich von den Kleinbürgern ab, aber nicht umgekehrt. Alle Turnvereine zusammen betrachtet, nahmen Handwerker(gesellen) sowie Schüler und Studenten die größte soziale Gruppe unter den Mitgliedern ein.

Feste und Feiern waren von Beginn an - und sind bis heute - wichtige Elemente der Turnvereinskultur. Das Spektrum der Veranstaltungen war breit. Es umfaßte Stiftungsfeste, Fahnenweihen, Schauturnen, Turnfeste, Turnfahrten, Karnevalsfeiern, Nikolausfeiern, Weihnachtsfeiern usw. Für den geselligen Teil der Vereinsfeste und -feiern kam es teilweise sogar zur Bildung von Gesang- und Theatergruppen innerhalb der Vereine. Schon bei der Gründung des Allgemeinen Paderborner TV spielten die Sänger eine tragende Rolle. Das Singen selbst war immer ein wichtiges Element der Turnvereinskultur - wie zahlreiche überlieferte Turnerlieder belegen. In den 20er Jahren kam es im TV Jahn Paderborn sogar zur Gründung der Sängervereinigung „Jahn“, aus der später der „Paderborner Sängerkhor“ hervorging. Insbesondere bei den zahlreichen Vereinsfesten und -feiern bildeten die Sänger einen festen Bestandteil des Programms.

#### **4. Das Turnen bekommt Konkurrenz – Der Beginn der Sportbewegung in Paderborn**

Die aus England kommende Sportbewegung erreichte Deutschland um die Mitte des 19. Jahrhunderts; hier gab es bis dahin nur das Turnen. Zentrales Kennzeichen des neuen englischen Sports war das Ausüben bekannter körperlicher Übungen nach neuen Prinzipien der aufkommenden Industriegesellschaft, wie Leistungssteigerungen bis an die Grenze der Belastbarkeit, Spezialisierung, Meßbarmachung von Ergebnissen mit Stoppuhr, Bandmaß und Gewichten oder die Bewertung nach Punkten.

Neben dem Turnen, das nur eine spezifische Bevölkerungsgruppe ansprach und immer nationalistischer und kleinbürgerlicher wurde, etablierten sich nun Sportarten, die zunächst die sozialen Oberschichten, später aber auch breitere Bevölkerungskreise erreichten. Während Sportarten wie Rudern, Tennis, Pferde- und Flugsport lange Zeit exklusiv blieben, u.a. auch wegen der hohen Kosten für die Sportausübung, wurde in Deutschland mit der Ballsportart Fußball sowie dem Kraftsport und dem Boxen der Durchbruch zu einem Sport als Massenphänomen erreicht. Auch die Vereinslandschaft erweiterte sich über die existierenden Turnvereine hinaus. Neben den elitären *Sportclubs* existierten bald eine Vielzahl von *Sportvereinen*, die sich zumeist einer Sportart widmeten.

In Paderborn setzte sich der moderne Sport nach englischem Vorbild erst um die Jahrhundertwende durch. Junge Paderborner wurden im Wehrdienst oder in ihren Wanderjahren andernorts mit dem Phänomen Sport konfrontiert. Auch die neuen

Bürger, die im Zuge der Gewerbeansiedlungen Arbeit in Paderborn fanden, brachten Sportarten mit. Daneben begünstigte das enorme Bevölkerungswachstum Paderborns in dieser Zeit die Gründung einer Vielzahl neuer Vereine. Von 1891 bis 1914 stieg die Einwohnerzahl von 17.933 auf 32.500 an und hatte sich damit fast verdoppelt.

Bis 1918 gründeten sich in Paderborn neben vier Turnvereinen 12 Sportvereine, darunter vier Radsportvereine, vier Fußballvereine, zwei Wintersportvereine sowie ein Kraftsportverein und ein Schwimmverein. Daß sich die Prinzipien des modernen, auf Leistung und Wettkampf ausgerichteten Sports erst allmählich in der aufkommenden Sportbewegung durchsetzten, zeigt die große Bedeutung, die Vorführungen, Wanderfahrten und gesellige Zusammenkünfte zunächst im Vereinsleben einnahmen.

Der erste Sportverein in der Paderstadt war der **Radfahrer-Verein Paderborn** von 1888. Dieser betrieb vor allem das Kunstfahren auf dem Hochrad, Niederrad und Einrad sowie das Reigen-Quadrille-Emsemblefahren. In einer großen Schauveranstaltung in der Hesterschen Volkshalle faszinierten die Radsportler mit ihren Kunststücken die zahlreich erschienenen Zuschauer: „*Es hatte einen eigenen Reiz zu sehen, wie die Reiter ihre Stahlrosse gleich lebenden tummelten und nach Kommando Bewegungen ausführen ließen, die man sonst nur auf Exerzier- und Reitplätzen erblickt, - wie sie geschickt, gleich Circus-Künstlern im vollen Fahren von ihren Rädern hinauf- und hinabsprangen, und die kühnsten Wendungen und Bewegungen auf dem Rade ausführten*“.<sup>21</sup> Der 1890 gegründete **Club der Hochradfahrer** unternahm dagegen überwiegend Ausfahrten in die nähere und weitere Umgebung, einmal sogar bis nach Münster und zurück. Eine sportlichere Version dieser Fahrten scheint der 1907 gegründete **Radfahrer-Verein Paderborner Tourenclub** betrieben zu haben. Er veranstaltete regelmäßig anlässlich seines Stiftungsfestes ein Straßenrennen von Paderborn bis nach Salzkotten. Kurios ist in diesem Zusammenhang, daß es neben einem Preis-Straßenrennen auch ein Preis-Langsamfahren gab. Die Höchstgeschwindigkeit des Rennens war auf 18 km/h festgesetzt.<sup>22</sup> Dem Radsport im engeren bzw. heutigen Sinne verschrieb sich der **Radsportverein 08**, der vor allem Radrennsport betrieb.

Neben dem Radsport faßte um die Jahrhundertwende der Kraftsport schnell Fuß. 1901 wurde der **Stemm- und Ring-Klub Paderborn** gegründet; vier Jahre später änderte er seinen Namen in **Kraftsportverein Paderborn**. Betrieben wurde Gewichtheben (Hantel und Steinstoßen) und Ringen. Der Verein war bereits in den Anfangsjahren sehr erfolgreich, auch auf nationaler und internationaler Ebene. Der Athlet Hannes Otto nahm 1912 an den Olympischen Spielen in Stockholm teil und belegte im Ringen in seiner Gewichtsklasse den 5. Platz.

Der Fußballsport wurde von Kaufmannsgehilfen aus Bielefeld, Münster und Gelsenkirchen, die sich in Paderborn in der kaufmännischen Fortbildungsschule trafen,

<sup>21</sup> WV vom 16.11.1881.

<sup>22</sup> Vgl. StadtA PB A 2804 und WV vom 13.8.1911.

Anfang des 20. Jahrhunderts nach Paderborn gebracht. Jeden Sonntag, nachdem die schon etwas älteren Schüler ihre Pflichtstunden in der Sonntagsschule absolviert hatten, spielten sie auf einer Wiese in der Nähe des Schützenplatzes. Der 1908 gegründete Verein nannte sich **Fußballclub Preußen**, das Vereinsbanner trug die preußischen Farben schwarz und weiß. Anfangs wurden nur sogenannte Gesellschaftsspiele gegen Schülermannschaften ausgetragen, da der FC Preußen in den ersten Jahren seines Bestehens nicht dem Westdeutschen Spielverband angehörte. Die Chronik gibt als Grund an, daß es in dieser Zeit in der näheren Umgebung von Paderborn keine Verbandsvereine gab, gegen die man Spiele hätte durchführen können.

Die Begeisterung für den Fußballsport wuchs schnell, und es schlossen sich immer mehr junge Leute dem Verein an. Dennoch drohte die Bewegung zu scheitern, da Kirche und Lehrerschaft dem Fußballspiel ablehnend gegenüber standen. „Schüler höherer Lehranstalten mußten oft unter falschem Namen spielen, damit sie keine Schwierigkeiten an der Schule hatten“<sup>23</sup> Es kam zu harten Auseinandersetzungen; schließlich konnte sich aber der Verein durchsetzen.

Nicht nur der Protest gegen das sonntägliche Fußballspielen durch Kirche und Lehrkräfte verzögerte zunächst die Etablierung des Fußballsports, sondern die Entwicklung der Paderborner Fußballvereine verlief auch wegen finanzieller Probleme recht turbulent. Hinzu kamen persönliche Differenzen zwischen den Mitgliedern, so dass es zu Abspaltungen und später wieder zu Fusionen, zum Teil unter anderen Namen kam. Im Jahr 1914 existierten zwei Fußballvereine, der **Verein für Bewegungsspiele Paderborn** (1911), und der **Sportverein 13**, der sich aus ehemaligen Mitgliedern des FC Preußen rekrutierte. Das Verhältnis beider Vereine zueinander war nicht ungetrübt, und bis 1914 führten sie eine Art Privatfehde. Die Vereine versuchten sich gegenseitig die Spieler abzuwerben, beschimpften sich in der Presse, und die Lokalderbys endeten oft mit einer Schlägerei.<sup>24</sup>

Das Eislaufen stellte schon Mitte des 19. Jahrhunderts in den Wintermonaten eine beliebte Freizeitbeschäftigung von Paderborner Bürgern dar. Die umliegenden Teiche dienten dabei als Natureisbahnen. 1910 kam es zur Gründung eines **Paderborner Wintersportvereins**, der sich der Pflege des Eissports und der Natureisbahnen annahm. 1911 gründete sich zudem ein **Rodelsportverein**.

Die Geschichte des Schwimmsports in Paderborn ist gleichzeitig auch eine Geschichte der Bäder. Schon im 19. Jahrhundert erfreute sich das Freibaden in den umliegenden Flüssen und Teichen großer Beliebtheit. Mit dem Bau des Kaiser-Karls-Bades 1892 war die Grundlage für die Aufnahme des Schwimmens als Wettkampfsport gelegt. Bis zur Gründung eines Schwimmvereins verging allerdings noch

<sup>23</sup> Vgl. Verein für Jugendpflege von 1908 e.V. Paderborn (Hg.): Festschrift zum 50jährigen Jubiläum, hrsg. vom Festausschuß des Vfj 08, Anton Frese (u.a.) – Paderborn o.J. (1958), S. 15.

<sup>24</sup> Vgl. ROSE, Hans: Die Entwicklung des Sportvereins 1913 e.V. Paderborn. In: Sportverein 13 e.V. Paderborn: Festschrift zur Feier des 15jährigen Bestehens. – o.O., o.J. (Paderborn 1928), S. 11 ff.

fast ein Jahrzehnt. Auf Einladung des Kaufmanns Philipp Albrecht versammelten sich im Mai 1911 schwimminteressierte Männer und gründeten den **1. Paderborner Schwimmverein**. Der Verein setzte sich vorrangig zum Ziel, Nichtschwimmern das Schwimmen beizubringen und die Jugend für den Schwimmsport zu begeistern. Auch das gesellige Leben sollte gefördert werden. Unterstützt durch die Paderborner Lehrerschaft wuchs die Jugendabteilung dieses Vereins zügig, begünstigt durch die Tatsache, daß in den Schulen bereits seit Anfang des Jahrhunderts regelmäßig geschwommen wurde.

### 5. Zusammenfassender Vergleich der ersten (Paderborner) Sportvereine mit den Turnvereinen

Die wenigen vorhandenen Quellen zur frühen Geschichte der Paderborner Turn- und Sportvereine enthalten nur vage Hinweise auf die politischen, sozialen und sportlichen Aktivitäten der Vereine. Es ist allerdings davon auszugehen, daß die Turn- und Sportvereine in Paderborn, trotz der zeitlich verzögerten Etablierung, ähnliche Merkmale aufwiesen, wie sie für Ostwestfalen oder das übrige Deutsche Reich festgestellt worden sind.

#### *Politische Orientierung*

Wie in den vorherigen Ausführungen schon deutlich geworden ist, war den Turnvereinen ab der Mitte des 19. Jahrhunderts der revolutionäre Impetus endgültig abhanden gekommen. Die explizite politische Parteinahme, fortan in Form absoluter Kaiser-treue, blieb jedoch bestehen. Die Turnvereine hielten mit ihrer deutsch-nationalen Gesinnung nicht hinter dem Berg, und sie legitimierten die turnerischen Aktivitäten u.a. mit deren hohem Nutzen für die Wehrrüchtigung des Volkes.

Den Sportvereinen lag eine solche explizite politische Positionierung fern. Ihre Zweckbestimmung sahen sie in der Organisation von sportlichen Wettkämpfen. Dies schließt jedoch eine patriotische Gesinnung der Vereinsmitglieder nicht aus. Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges machte deutlich, daß die eingezogenen Turner wie Sportler auch in Paderborn stolz in den Krieg zogen; viele meldeten sich auch freiwillig. In der Festschrift des Fußballvereins SV 13 aus dem Jahre 1928 ist nachzulesen: „Als im August der gewaltige Krieg entbrannte, rückte auch ein großer Teil unserer Paderborner Fußballer und Sportler begeistert ins Feld. Die noch nicht Militärflichtigen wurden nach kurzer Zeit eingezogen oder meldeten sich freiwillig zu den Fahnen. Wir erblickten einen Stolz darin, so viele zähe, starke Mannen für Heimat und Vaterland in die Schranken zu stellen.“<sup>25</sup> Gesellschafts-stabilisierende Funktionen hatten die Sportvereine auch dadurch, daß sie der sich abzeichnenden modernen Industriegesellschaft mit ihrer Betonung von Wettbewerb, Vergleich, ständiger Verbesserung der Leistung usw. eine wirksame Plattform boten.

<sup>25</sup> Wagner-Chronik August 1914, StadtA PB A 5450.

*Sozialstruktur der Vereine*

Aufgrund des geringen Alters der in Paderborn in dem hier betrachteten Zeitraum existierenden Sportvereine kann nicht von einer ausgeprägten Vermittlungsrolle zwischen den Generationen gesprochen werden. Die Vereine waren zumeist von jüngeren sportbegeisterten Menschen gegründet worden, wobei sie in älteren Erwachsenen, wie z.B. Gastwirten, die ihre Räumlichkeiten für Vereinsversammlungen zur Verfügung stellten, wichtige Förderer fanden. Die hohe Instabilität der Sportvereine in dieser frühen Phase läßt darauf schließen, daß der Anteil der jungen Erwachsenen deutlich überwog. In den Turnvereinen dagegen sorgten die langjährigen Mitglieder bereits für Kontinuität. Die Einrichtung von Riegen für die sogenannten „Altersturner“ sicherten den Herren im fortgeschrittenen Alter auch im turnerischen Vereinsleben ihre Position.

Auch die Einbeziehung von Frauen in die lokalen Turn- und Sportvereine ging eher verhalten vonstatten. Unter dem Druck der sportlichen Konkurrenz, aber auch aus den eigenen Reihen, führten die bislang ausschließlich auf das männliche Geschlecht ausgerichteten Turnvereine eigene Riegen für Mädchen und Frauen ein. Nach einer Erhebung des Turnkreises VIIIa der Deutschen Turnerschaft für das Jahr 1912 nahmen in Paderborn – neben 360 Männern – 17 Frauen und Mädchen über 14 Jahren am Turnbetrieb teil; zwei Frauen waren sogar als Vorturnerinnen aktiv.<sup>26</sup> Auf die Entwicklung des Mädchen- und Frauenturnens in Paderborn mag fördernd gewirkt haben, daß ab 1914 an der Pelizaeusschule Kurse zur Ausbildung von Turnlehrerinnen abgehalten wurden. Bis in die 20er Jahre hinein blieb das Frauenturnen in Paderborn jedoch ohne große Bedeutung.

Das gleiche gilt für die Rolle der Frauen in den oben erwähnten Sportvereinen und Sportarten. Auch hier ist ihre Beteiligung erst ab der Zeit der Weimarer Republik nachweisbar. Eine Ausnahme bildete der Tennissport. Eine Bildquelle aus dem Jahr 1899 belegt, daß Frauen schon in den Anfängen des Paderborner Tennissports mit dabei waren, schon bevor 1922 der erste Tennisverein gegründet wurde.

Dem Tennissport kam jedoch eine Sonderrolle zu. Er diente dem höheren Bürgertum als ein Heiratsmarkt, der standesgemäße Verbindungen für die eigenen Söhne und Töchter anbahnen konnte.<sup>27</sup>

Die wenigen vorhandenen Daten zu der sozialen Herkunft der Gründer und Mitglieder der ersten Turn- und Sportvereine in Paderborn lassen sich vor der Folie der Analysen von Eisenberg differenzierter interpretieren.<sup>28</sup> Der Fußballsport war auch in Paderborn in seinen Anfängen eher ein Sport der aufstrebenden kleinbürgerlichen

<sup>26</sup> Vgl. Kreis VIIIa der Deutschen Turnerschaft. Westfalen und Fürstentum Lippe. Jahres-Erhebung für das Jahr 1912. Witten 1913, o.S.

<sup>27</sup> Vgl. EISENBERG, Christiane: „English Sports“ und deutsche Bürger. Eine Gesellschaftsgeschichte 1800-1939. Paderborn; München; Wien; Zürich 1999, S. 193 ff.

<sup>28</sup> Ebd., S. 178 ff.

Schichten und nicht – wie zur gleichen Zeit in England – ein proletarischer Sport. Die Rekrutierung der Vereinsgründer aus der mittleren Angestelltenschaft oder die Tatsache, daß der Fußballsport bei Schülern der höheren Schulen sehr beliebt war, deutet hierauf hin. Aus welchen sozialen Kreisen der Paderborner Gesellschaft sich die Rad- und Kraftsportler rekrutierten, ist nicht überliefert. Bei den frühen Radfahrvereinen ist anzunehmen, daß die hohen Anschaffungspreise für Hoch- und Niedrigräder sozial selektiv wirkten und vor allem technisch interessierte Kreise der selbständigen Handwerker und Kaufleute die Entwicklung der Sportart vorantrieben. Nach Eisenberg setzte sich mit dem Sport letztlich das moderne gegenüber dem traditionellen Bürgertum durch.<sup>29</sup>

### *Vereinskultur*

Trotz der Kennzeichnung als Club ist davon auszugehen, daß nur wenige der frühen Sportvereine in Paderborn mit dieser Namensgebung eine soziale Abgrenzung zu den eher kleinbürgerlichen Turnvereinen ausdrücken wollten. Es ist vielmehr anzunehmen, daß sie ein Selbstverständnis von ihrer Vereinigung hatten, das dem Vereinsgedanke der Turn- und anderen Freizeitvereine ähnelte. Ein Teil der Gründungsmitglieder der Sportvereine waren vorher in Turnvereinen Mitglied gewesen und gleichzeitig auch Mitglied in einem Schützen- oder Gesangsverein. Sie übernahmen folglich auch für das soziale und kulturelle Leben in der neuen Sportvereinigung vieles von dem, was sie bereits kannten und schätzten.

Offenkundig ist, daß nicht nur in den Turnvereinen, sondern auch in den Sportvereinen der Faktor Geselligkeit groß geschrieben wurde. Sportvereine wie Turnvereine gestalteten ihre Gründungs- und Stiftungsfeste sehr ähnlich, mit Aufmärschen, Schauvorführungen, Konzerten und Festbällen. Wanderfahrten und Ausflüge waren gleichermaßen bei Turnern wie Sportlern beliebt.

Dennoch darf dies nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Grundverständnis der ausgeübten Bewegungsaktivität jeweils ein anderes war: hier das auf individuelle Anstrengung und Leistung gerichtete Konzept des englischen Sports, und dort der Gemeinschaftsgedanke sowie die Ablehnung des Rekordgedankens bei den Turnern. Unten den jungen Männern in der Paderstadt wirkte der zwar an klaren Regeln orientierte, aber dennoch eher spielerische Sport gegenüber dem starren System des Turnens zunehmend attraktiv.

Die Turnvereine reagierten auf die potentielle Gefährdung des Turnens durch die neuen Sportarten mit einer Erweiterung des eigenen Angebotes. Sie nahmen sogenannte Turnspiele, wie Faust-, Schlag- und Schleuderball in ihr Angebot mit auf und die volkstümlichen Übungen Laufen, Springen, Werfen wurden stärker gefördert.

<sup>29</sup> Ebd., S. 250 ff.

Ein weiterer Unterschied zwischen den Turn- und Sportvereinen bleibt noch festzuhalten: Der Sport – und nicht das Turnen – wurde schließlich zum attraktiven Zuschauerphänomen. Während die Turnvereine nur wenige Male im Jahr sich anlässlich von Turnfesten, Stiftungsfesten oder der Einweihung von Turnhallen der Öffentlichkeit präsentierten, war für den Sport und die Sportvereine der regelmäßige Leistungsvergleich in der lokalen, überregionalen und internationalen Öffentlichkeit konstitutiv.

## 6. Abschließende Betrachtung

Turn- und Sportvereine stellen nur einen Teil der freiwilligen Vereinigungen dar, die sich das Paderborner Bürgertum bis zum Ende des Kaiserreichs geschaffen hatte, wie z.B. Berufsvereine, konfessionelle Vereine, sozialfürsorgerische Vereine, gesellige Vereine, kulturelle Vereine.<sup>30</sup> Bei einem Vergleich der frühen Turn- und Sportvereine mit den genannten weiteren Vereinstypen fallen mehrere Ähnlichkeiten auf:

Turn- und Sportvereine hatten mit den kulturellen und geselligen Vereinen viele Aktivitäten, wie Gesangsdarbietungen, Theateraufführungen, Karnevalsfeiern sowie sonstige Feiern gemeinsam. Ebenso läßt sich der Ursprung der Turn- und Sportvereine zum Teil auf den Zusammenschluß von Gleichgesinnten aus anderen Vereinen zurückführen. So rekrutierten sich die Gründungsmitglieder des Allgemeinen Paderborner Turnvereins aus dem Gesangsverein Gutenberg, und die Gründung des ersten Tennisvereins in Paderborn erfolgte durch Mitglieder der exklusiven „Harmoniegesellschaft“. Mehrfachmitgliedschaften waren durchaus üblich. Folglich kannten sich die Mitglieder aus den Sport-, Schützen-, Bildungs-, Gesangs- oder Heimatvereinen untereinander.

Soziale Abgrenzungsbestrebungen können auch für Sportvereine in Paderborn angenommen werden. Während sich die Turnvereine mit selektiven Aufnahmeverfahren das Recht auf Ablehnung Beitrittswilliger vorbehielten, beschränkten bei den Sportvereinen allein die hohen Kosten, die Geräte und Sportstätten damals verursachten, den Kreis der „sportsmen“. Die Sportvereine waren allesamt auf bürgerliche Reputation bedacht.

Während ein großer Teil der in Paderborn existierenden Vereinigungen konfessionell gebunden waren, setzte die Gründung konfessioneller Turn- und Sportvereine allerdings erst relativ spät ein. Der erste katholische Sportverein in Paderborn entstand nach 1920, nach Gründung der „Deutschen Jugendkraft“. Allerdings gab es schon vor dem Ersten Weltkrieg turnerisch aktive Gruppen in den Jünglingsabteilungen der Pfarrgemeinden Paderborns, und auch der Katholische Gesellenverein stellte eine Turnriege.

<sup>30</sup> Vgl. Hohmann, Klaus (Hg.): Stadt im Aufbruch. Der lange Weg Paderborns zur modernen Stadt 1850 – 1939. Paderborn 1998, S. 126 ff.

## Tagungsbericht

### Archiv- und Sammlungsgut zur Zwangsarbeit in Deutschland 1939 bis 1945 – Topographie und Erschließungsstrategien

*am 26./27. März 2001 in Bochum*

*Veranstalter: Nordrhein-Westfälisches Staatsarchiv Münster und Westfälisches Archivamt, Münster*

*von Annette Hennigs*

Wie kaum ein anderes zeitgeschichtliches Thema findet in letzter Zeit die Zwangsarbeit, die mehrere Millionen Menschen aus dem europäischen Ausland während des Zweiten Weltkrieges für deutsche Unternehmen und Einrichtungen ableisten mußten, öffentliche Beachtung. Durch die von der Stiftungsinitiative „Erinnerung, Verantwortung, Zukunft“ geschaffene Möglichkeit, den ehemaligen Zwangsarbeitern eine Entschädigung ausbezahlen zu lassen, erreichen die Archive viele tausend Anfragen nach Nachweisen für die erbrachte Arbeit. Diese Erfordernisse riefen bei zahlreichen Archivträgern den Wunsch hervor, detailliertere Kenntnis über das Ausmaß der Zwangsarbeit im jeweiligen Zuständigkeitsbereich zu erlangen. Vielerorts trug dies zu einer intensiveren Erschließung der zeitgenössischen Quellenbestände bei. Darüber hinaus greift die historische Forschung seit einiger Zeit verstärkt die Thematik auf: Zahlreiche regional oder überregional ausgerichtete Projekte tragen dazu bei, diesen Aspekt der Geschichte des Nationalsozialismus detailliert aufzuarbeiten.

Um einen Überblick über die insgesamt disparate Quellenlage, die durch z.T. bewußte, z.T. unbewußte Zerstörungen vor und nach 1945 entstanden ist, zu bekommen, die vorhandenen Quellen qualitativ einordnen zu können und Möglichkeiten der Informationsvernetzung einerseits und der Aufbereitung für die Forschung andererseits aufzuzeigen, veranstalteten das

NRW Staatsarchiv Münster und das Westfälische Archivamt, Münster, gemeinsam am 26./27. März 2001 eine Tagung im Haus der Geschichte des Ruhrgebiets. Mehr als 220 Teilnehmer aus Deutschland und zahlreichen europäischen Staaten verfolgten die angeregte Diskussion.

Während der Tagung wurde ein Reader mit Thesenpapieren verteilt, die die meisten Referenten dankenswerterweise zur Verfügung stellten. Als weiterführende Information zu diesem Tagungsbericht ist der Reader unter der Internet-Adresse <http://www.archive.nrw.de/dok/tagung-zwangsarbeit01/> abrufbar.

Michael Vesper, Minister für Städtebau und Wohnen, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen; unterstrich in seinem Grußwort deutlich die wichtige Rolle der Archive als Träger der Rechtssicherheit in der Demokratie. Ohne die Tätigkeit der Archivare wäre es heute nur schwer möglich, den noch lebenden Zwangsarbeitern im Rahmen des Entschädigungsverfahrens zu ihrem Recht zu verhelfen.

Auch Landesrat Karl Teppe vom Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL) betonte die besondere Kompetenz im Umgang mit der disparaten Quellenlage, die – auch angesichts der drängenden Zeit – von den Archivaren gewährleistet wird. Der LWL als Nachfolger des Provinzialverbandes erforscht einerseits den Einsatz von Zwangsarbeitern im Dienste dieser Institution. Andererseits unterstützt das Archivamt als Einrichtung des LWL die

kleinen Stadt- und Gemeindearchive in fachlichen Fragen zur Zwangsarbeiterthematik.

Ulrich Herbert (Universität Freiburg) sprach die einleitenden Worte aus der Sicht der Forschung. Unter Einbeziehung der neuesten Forschungsergebnisse skizzierte er zum einen den derzeitigen Kenntnisstand zur Thematik, machte aber auch die offenen Fragen und Probleme der Forschung deutlich. Trotz einiger Ansätze gibt es sicher noch Defizite, so z.B. in der Erforschung der Zwangsarbeit in der Landwirtschaft oder der Lebenssituation der Zwangsarbeiterkinder.

Wilfried Reininghaus (NRW Staatsarchiv Münster) skizzierte einen Überblick über den Gesamtbestand der vorhandenen Quellen. Die zersplitterte und lückenhafte Überlieferung insgesamt und das mangelhafte quellenkundliche Handwerkszeug für das Schriftgut des 20. Jahrhunderts bilden dabei ein besonderes Problem, insofern kann ein solcher Überblick z.Zt. nur eine Zwischenbilanz über das gesamte Spektrum der Archivbestände zur Zwangsarbeit in Deutschland sein. Grundsätzlich steht zu erwarten, daß auf allen Stationen, die die Zwangsarbeiter durchlaufen mußten (von der Rekrutierung im Heimatland über den Transport und die Sammelstellen bis hin zu der Verteilung auf die Arbeitsplätze und die Rückkehr in die Heimatländer 1945) Quellen entstanden sein müssen. Trotz einer großen Bandbreite an Quellen (Melderegister, Lohnlisten, Arbeitsbücher, Quittungskarten der Sozialversicherungsträger, Gefangenenbücher, Betriebsakten, Arbeitsamtsakten usw.) haben Kriegs- und Nachkriegsverluste zu großen Überlieferungslücken geführt, die nur z.T. durch Ego-Dokumente von Seiten der ehemaligen Zwangsarbeiter ergänzt werden können. Perspektivisch könnte eine Topographie der Quellen einen Überblick über das erhaltene Archivgut leisten.

Klaus Oldenhage (Bundesarchiv) schließlich umriß die Möglichkeiten, von Seiten der Archive und des Internationalen Suchdienstes in Bad Arolsen Aufenthalts- bzw. Beschäftigungsnachweise für die noch lebenden ehemaligen Zwangsarbeiter zu erstellen. Um dieses Nachweisverfahren effizient zu gestalten, werden zur Zeit organisatorische Rahmenbedingungen geschaffen, nach denen über die Partnerorganisationen der Stiftungsinitiative die Anfragen zunächst in Bad Arolsen gebündelt eingehen. Die Anfragen, die dort nicht beantwortet werden können, sollen an zentrale Clearingstellen in den einzelnen Bundesländern verteilt werden, um von dort aus an die zuständigen Archive vor Ort weitergeleitet zu werden.

Charles Claude Biedermann (Internationaler Suchdienst Bad Arolsen) erläuterte im Anschluß daran die Vorgehensweise und Möglichkeiten des Suchdienstes. Aus der Suchtätigkeit des Roten Kreuzes ab 1943 bzw. der UNRRA und der IRO nach 1945 sind dem Internationalen Suchdienst in Bad Arolsen Bestände erwachsen, die bis heute stetig ergänzt und erweitert werden. Aufgrund des mandatsgemäßen Auftrages der Suche nach vermißten Personen sind so hier im Laufe der Jahrzehnte personenbezogene Unterlagen zusammengetragen worden, die heute ca. 47 Millionen Einzelinformationen zu ca. 17 Millionen verschiedenen Personen umfassen. Über eine alphabetisch sortierte Datenbank lassen sich mittlerweile sämtliche Namen auch nach phonetischen Varianten recherchieren. Aufgrund der aktuellen Erfordernisse durch die Zwangsarbeiteranfragen wurde der Mitarbeiterstab in Bad Arolsen im vergangenen Jahr auf ca. 440 Personen aufgestockt, um die Antragsbearbeitung zeitlich deutlich zu verkürzen. Perspektivisch sollen die Bestände des Suchdienstes der Wissenschaft zur Verfügung gestellt werden – eine Beständeübersicht wäre aber

jetzt schon wünschenswert, wie die ange-regte Diskussion zeigte. Die Tätigkeit des Suchdienstes spielte nicht nur im Anschluß an dieses Referat immer wieder eine wichtige Rolle in der Diskussion, zumal sowohl von Seiten der Forschung als auch der Archive Unklarheit über die konkreten Bestände in Arolsen besteht.

Die anschließenden Sektionen der Ta-gung waren in fünf Bereiche unterteilt:

**A. Überlieferung durch die Betroffenen (Moderation: Dr. Alexander von Plato, Fern-Universität Hagen)**

Insgesamt müssen die schriftlichen und mündlichen Selbstzeugnisse der ehemaligen Zwangsarbeiter als wichtige Ergänzungsüberlieferung zu dem von behördlicher Seite überlieferten Schriftgut angesehen werden, daß die individuellen Erlebnisse der Opfer oft nur unzureichend dokumentiert und nur ansatzweise Einblicke in zahlreiche noch offene Fragen gewährt. Katharina Hoffmann (Carl von Ossietzky Universität Oldenburg) erläuterte quellenkritisch Grenzen und Möglichkeiten von Zeitzeugeninterviews vor dem Hintergrund der schriftlichen Überlieferung. Mit den Anfragen, die von Seiten der ehemaligen Zwangsarbeiter schriftlich an die Archive gestellt werden, stellte Annette Hennigs (NRW Staatsarchiv Münster) eine weitere Überlieferung von Selbstzeugnissen dar, die im Rahmen der gebotenen Quellenkritik eine qualitativ sehr disparate, insgesamt jedoch interessante und auf Dauer auch archivwürdige Ergänzungsüberlieferung zu den mündlichen Selbstzeugnissen bilden. Karl Reddemann (Stadtarchiv Münster) berichtete über ein Projekt der Stadt Münster, das Lebensgeschichten der Betroffenen wissenschaftlich dokumentieren soll und die Entwicklung von Materialien für die historisch-politische Bildungsarbeit ermöglichen soll. Zu diesem Zweck werden Zeitzeugeninterviews in der Republik

Belorus durchgeführt und intensive Briefkontakte gepflegt.

Deutlich kam in den Beiträgen dieser Sektion heraus, wie wichtig die Zeitzeugenaussagen für die Forschung sind. Unter Berücksichtigung der Problematik, daß hier Erlebnisse nach mehr als fünf Jahrzehnten und durch den Filter, den Erinnerung nun mal beinhaltet, berichtet werden, eröffnet sich hier doch ein wesentlicher Zugang zu den Lebenswelten der ehemaligen Zwangsarbeiter. Insbesondere für die lokale Forschung bietet sich hier eine große Chance.

**B. Staats- und Kommunalarchive, ihre Bestände und Sammlungen (Moderation: Dr. Norbert Reimann, Westfälisches Archivamt, Münster)**

Der Blick auf die Überlieferungssituation auf der mittleren und unteren Verwaltungsebene verdeutlichte anschaulich die Bandbreite der Recherchemöglichkeiten, machte aber auch die Grenzen sichtbar. Hermann Niebuhr (NRW Staatsarchiv Detmold) stellte heraus, daß die Aussagekraft der im Bereich der staatlichen Behörden und Gerichte erwachsenen Quellen keine differenzierte Darstellung der Thematik ermöglicht, aussagekräftiges Schriftgut stammt z.T. von den Stellen, die nicht zwangsläufig an die staatlichen Archive abgeben müssen, es aber glücklicherweise dennoch getan haben: Kommunen, Kreise und NSDAP. Günther Högl (Stadtarchiv Dortmund) beleuchtete die Problematik aus der Sicht eines Kommunalarchivs, das für die Nachweisführung auf serielle Quellen (Hausstandsbücher, topographische und personenbezogene Melderegisterunterlagen, usw.) zurückgreifen kann und auf dieser Basis auch ehemalige Lagerstandorte ermittelt und Plausibilitätsnachweise führt. Ergänzt wird dieser Überlieferungsstrang durch Akten, die im Rahmen der NS-Verfolgung entstanden sind (Verhaftungen, Haftbücher, Prozeßakten, usw.). Im Stadt-

archiv Schwerin hat sich mit den Akten des Kriegsschädensamtes ein besonderer Bestand erhalten, den Bernd Kasten vorstellte. Seit Januar 1942 hatten Ausländer, die durch Kriegseinwirkung Schaden erlitten hatten, per Gesetz Anspruch auf Entschädigungsleistungen. In diesem Zusammenhang sind Inventarlisten entstanden, die zwar nur zu einem geringen Teil zu Zwangsarbeitern im engeren Sinne gehören, insgesamt jedoch einen interessanten Einblick in die Lebensumstände der Zwangsarbeiter und auch der übrigen in der deutschen Kriegswirtschaft tätigen Ausländer gestatten.

Allgemein wird die Überlieferungssituation auf die einzelnen Archive bezogen als sehr fragmentarisch gesehen – in der Zusammenschau zeigt sich aber auch die Vielfalt der Forschungsmöglichkeiten und die sich ergänzenden Bestände. Dieses Fazit konnte in den Diskussionen der weiteren Sektionen unterstrichen werden.

#### **C. Kirchliche Archive (Moderation: Prof. Dr. Jochen-Christoph Kaiser, Philipps-Universität Marburg)**

Kirchliche Einrichtungen stehen insgesamt vor der besonderen Problematik, daß sich die Geschichte der Zwangsarbeit im kirchlichen Rahmen nicht aus der kirchlichen Überlieferung allein heraus aufarbeiten läßt. Für die evangelische Kirche berichtete Michael Häusler (Archiv des Diakonischen Werkes der EKD in Berlin) über die spezielle Überlieferungssituation in kirchlichen Archiven, insbesondere im kirchlich-diakonischen Bereich, dessen Schriftgutbildung nicht – wie bei der Amtskirche – dem staatlichen Vorbild folgt und entsprechend unstrukturierter ist. Nur zum Teil erlauben Akten der kirchlichen Einrichtungen (Krankenhäuser, Landwirtschaft, etc.) bzw. aus dem seelsorgerischen Bereich die Aufarbeitung der Thematik, unverzichtbar ist der Blick in staatliches und kommunales

Archivgut (Meldelisten, Sozialversicherung, etc.).

Ulrich Helbach (Historisches Archiv des Erzbistums Köln) erläuterte die ähnlich problematische Überlieferungssituation in den Archiven der katholischen Kirche, die sich zur Aufgabe gestellt hat, alle ehemaligen Zwangsarbeiter, die in Einrichtungen der katholischen Kirche eingesetzt waren, zu ermitteln, um ihnen direkt eine Entschädigungsleistung zukommen zu lassen. Die aufwendigen Recherchen werden erschwert durch das Problem, daß in den zentralen Beständen der bischöflichen Verwaltungen in der Regel nur allgemeine Informationen zur Regelung der Zwangsarbeit stecken, während in den potentiell ergiebigeren lokalen Beständen der konkreten Landwirtschafts- und Fürsorgeeinrichtungen die Quellenlage häufig sehr schlecht ist.

#### **D. Ausländische Archivbestände (Moderation: Prof. Dr. Wilfried Reininghaus, NRW Staatsarchiv Münster)**

Durch die Aktivitäten der Alliierten in der Nachkriegszeit entstanden serielle Quellen, die im großen Umfang namentliche Nachweise der Zwangsarbeiter ermöglichen. Joachim Schröder (Stadtarchiv Düsseldorf) fand im belgischen Archiv des Services des Vicimes de la Guerre in Brüssel Fragebögen, mit denen der Belgische Nationale Suchdienst nach dem Zweiten Weltkrieg in der ehemaligen britischen Besatzungszone die Standorte, Größe und nationale bzw. personelle Zusammensetzung der Lager ermittelte, in denen während des Krieges Zwangsarbeiter untergebracht gewesen waren. Die Landschaftsverbände Rheinland und Westfalen-Lippe konnten diese Fragebögen auf Mikrofilm aufnehmen und in naher Zukunft allen betroffenen und interessierten kommunalen Archiven zur Verfügung stellen. Albert Oosthoek (Gemeentearchief Rotterdam)

berichtete über die Überlieferung im Informationsbüro des Niederländischen Roten Kreuzes in Den Haag, die ebenfalls durch Suchaktionen der Alliierten entstanden ist. Die Daten einer dort lagernden Zentralkartei mit ca. 650.000 namentlichen Nachweisen gesuchter bzw. verstorbener Personen konnte inzwischen elektronisch erfaßt werden. Oosthoek geht davon aus, daß auf dieser Quellenbasis bis zu 95 % der niederländischen Zwangsarbeiter ermittelt werden können.

Wolfgang Weber (Vorarlberger Landesarchiv Bregenz) erläuterte die Überlieferungssituation für Vorarlberg, das 1939 seinen Status als eigenes Bundesland verlor, so daß für die folgenden Jahre keine schriftliche Überlieferung der Landesverwaltung vorhanden ist. Dagegen hat sich auf der Ebene der Landräte eine lückenhafte Überlieferung erhalten, so daß für einige tausend ehemalige Zwangsarbeiter biographische Daten ermittelt werden konnten, die grundsätzlich in eine digitale biographische Datenbank eingearbeitet werden könnten. Dies geschieht in St. Pölten (Niederösterreich) bereits seit dem letzten Sommer.

Barbara Stelzl-Marx (Ludwig Boltzmann-Institut für Kriegsfolgenforschung Graz) hatte im Rahmen ihrer Forschungen die Möglichkeit, das Archiv von Memorial in Moskau einzusehen. Nach einer Zeitungsende, die 1990 über angeblich zu erwartende Entschädigungszahlungen berichtete, erreichten die Moskauer Einrichtung ca. 440.000 Briefe, in denen ehemalige Zwangsarbeiter ihre Erlebnisse während des Zweiten Weltkrieges in Deutschland offen legten. Hier ist auf diese Weise eine parallele Überlieferung zu den Anfragen entstanden, die heute die deutschen Archive erreichen und als Ego-Dokumente eine wichtige Ergänzungsüberlieferung bilden.

Stefan Schröder (Stadtarchiv Greven)

erarbeitete im Rahmen seiner Dissertation die Geschichte der Displaced Persons und hat dafür international in Archiven recherchiert. Aufgrund der verwaltungstechnischen Erfassung der DPs durch die (West-)Alliierten im Zuge der Repatriierungsmaßnahmen und aufgrund der hohen Mobilität der DPs sind hier umfassende listenförmige Erhebungen gemacht worden, von denen Kopien in verschiedene Archive gelangt sind (u.a. in unbekannter Vollständigkeit nach Bad Arolsen) und die heute eine wesentliche Grundlage für die Erbringung von Namensnachweisen für die ehemaligen Zwangsarbeiter durch die Archive bilden. Ergänzt wird dies durch die Überlieferung der staatlichen und kommunalen Verwaltung der DP-Lager.

Insgesamt hat die internationale Recherche nach weiteren Quellen zur Zwangsarbeit eine erhebliche Erweiterung der bisherigen Erkenntnisse erbracht, wobei aber auch hier mit Lücken zu rechnen ist.

#### **E. Wirtschaft (Moderation: Prof. Dr. Ottfried Dascher, NRW Hauptstaatsarchiv Düsseldorf)**

Der Bereich der Wirtschaftsarchive birgt insofern Besonderheiten, als die Bestände der Privatunternehmen nicht dem Archivgesetz unterliegen, so daß kein juristischer Anspruch auf Einblick besteht. Insgesamt ist hier aber eine Überlieferung zu erwarten, die zumindest ansatzweise die bundesweit großen Überlieferungslücken in der staatlichen Arbeitsverwaltung aufgrund von Zerstörungen während und unmittelbar nach dem Krieg ersetzen.

Klaus Müller berichtete über die Wirtschaftsüberlieferung im Sächsischen Staatsarchiv Chemnitz. Aufgrund der Zuständigkeit der Staatsarchive in der ehemaligen DDR für das Schriftgut der staatlichen Wirtschaft haben sich hier umfangreich Bestände erhalten, die Müller unterscheidet

nach Quellen über Beziehungen der Betriebe zu Behörden und Institutionen und nach Quellen zur innerbetrieblichen Organisation der Zwangsarbeit. Quellen der ersten Gruppe bilden die Ersatzüberlieferung für die mangelhafte Arbeitsamtsüberlieferung. Quellen der zweiten Gruppe lassen Erkenntnisse über die Lebenssituation der Zwangsarbeiter erwarten. Branchenspezifische Arbeitsgruppen organisierten firmenübergreifend bestimmte Bereiche wie Unterbringung, soziale Betreuung, Freizeitgestaltung, usw. Müller betont, daß es gerade über die Betriebsakten möglich ist, die Schicksale der einzelnen Zwangsarbeiter individuell nachzuvollziehen und hier deutlich über die Möglichkeiten der Überlieferung hinaus zu gehen, die durch die Organisation des Arbeitseinsatzes entstanden ist.

Zur Quellensituation in Bezug auf den Steinkohlenbergbau, der aufgrund des hohen Arbeitskräftebedarfs eine besondere Bedeutung beim Einsatz von Zwangsarbeitern hatte, berichtete Evelyn Kroker (Bochum). Die Verteilung der Quellen auf die verschiedenen staatlichen Archive und Archive der Wirtschaft ließ im Rahmen eines Forschungsprojektes zum Thema den Gedanken aufkommen, ein Spezialinventar zu erstellen. Trotz der insgesamt nicht umfassenden Überlieferungssituation konnte Kroker die Möglichkeiten für künftige Forschungsvorhaben skizzieren.

Jutta Hanitsch (Wirtschaftsarchiv Baden-Württemberg) hob noch einmal die Bandbreite der Überlieferung, die insgesamt für die 1940er Jahre gesichtet werden muß, hervor. Da es im Wirtschaftsarchiv Baden-Württemberg nur acht Bestände gibt, die eine dichte Überlieferung zu den 1940er Jahren aufweisen, liegt die Notwendigkeit auf der Hand, neben den Unternehmensbeständen auch die der Industrie- und Handelskammern und der Handwerkskammern ebenso zu durchleuchten

wie die Nachlässe von Personen aus der Wirtschaft.

Zusammenfassend zeigte die Tagung die dringende Notwendigkeit für die Archivare und die Historiker zur Vernetzung ihrer Informationen. Die Diskussion kreiste immer wieder um die Fragen, die die alltägliche Praxis der Beschaffung von Nachweisen für die ehemaligen Zwangsarbeiter aufwirft. Es besteht große Unsicherheit über die Anerkennung und die Formulierung der Plausibilitätsnachweise, die von den meisten Archivaren erstellt werden, wenn sie keinen direkten namentlichen Nachweis erbringen können. Insgesamt erbrachte die Tagung zahlreiche Hinweise zu weiterführenden Quellen, die die Recherchetätigkeit der Archivare unterstützen können. Die Aktenvernichtungen bei Kriegsende erschweren Beweise, die dezentralen Strukturen in der Bundesrepublik Deutschland haben jedoch oft Bestände vor der Vernichtung bewahrt, die z.T. durch die intensive Auseinandersetzung mit der Thematik heute wieder ans Tageslicht kommen. In Österreich wurden schon zeitiger zentrale Clearingstellen geschaffen, in denen z.T. Datenbanken erstellt werden (Niederösterreich), die die Recherchetätigkeit erleichtern. In Deutschland befinden sich solche Clearingstellen noch im Aufbau.

Gleichzeitig konnten Forschungsdesiderate und Möglichkeiten für künftige Forschungsprojekte aufgezeigt werden. Weil die NS-Zeit auf Dauer ein Thema bleiben wird, das die Nachgeborenen beschäftigt, ist die Erschließung und wissenschaftliche Aufarbeitung der Kriegs- und Kriegsfolgeakten nötig.

Insgesamt kann der gewonnene Überblick über die vorhandenen Quellenbestände zur Zwangsarbeit in Deutschland sicher nicht als vollständig bezeichnet werden, der Tagungsband liefert aber einen wichtigen hilfswissenschaftlichen Beitrag

zur Quellenkunde des 20. Jahrhunderts. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat die Bochumer Tagung gefördert und damit gezeigt, daß sie den Austausch von Historikern und Archivaren auf diesem Gebiet unterstützt.

Der Tagungsband ist Mitte Oktober 2001

unter folgendem Titel erschienen:

Zwangsarbeit in Deutschland 1939-1945. Archiv- und Sammlungsgut, Topographie und Erschießungsstrategien, hg. von Wilfried Reininghaus, Bielefeld 2001 (Verlag für Regionalgeschichte), ISBN 3-89534-428-1

## **Kurzbeschreibung der „Planungswerkstatt Erinnerungskultur: Geschichte in Ostwestfalen-Lippe 1933-1945. Wege der Erinnerung“**

*von Juliane Kerzel*

Die „Planungswerkstatt Erinnerungskultur“ ist ein Projekt der „EXPO-Initiative Ostwestfalen-Lippe“. Sie beabsichtigt eine Aufarbeitung regionaler Geschichte der Zeit des Nationalsozialismus mit einer internationalen Verknüpfung von Erinnerungskultur und ihrer öffentlichen Vermittlung. Das vorerst auf zwei Jahre befristete Projekt wird von den Kreisen Paderborn und Gütersloh getragen und durch Landesmittel gefördert. Für die Schirmherrschaft konnte Paul Spiegel, Präsident des Zentralrates der Juden in Deutschland, gewonnen werden. Die fachliche Betreuung erfolgt über den wissenschaftlichen Beirat.

Schwerpunkte der Arbeit liegen in den Dokumentationsstätten "Stalag 326 (VI K) Senne", einem ehemaligen Kriegsgefangenenlager in Schloß Holte-Stukenbrock, und „Wewelsburg 1933-1945. Kult- und Terrorstätte der SS“ in Büren, deren Ausstellungenskonzepte auf Grundlage neuer Forschungen aktualisiert werden sollen. Erste daraus hervorgegangene Ergebnisse sind in der Werkstattausstellung „Erinnerung braucht einen Ort“ zu sehen, die 2001-2002 in allen Kreisen von Ostwestfalen-Lippe gezeigt wird.

Dritte Aufgabe des Projektes ist die Erfassung bisheriger Forschungsergebnisse und laufender Projekte zum Thema Natio-

nalsozialismus für die Region Ostwestfalen-Lippe, sie miteinander zu vernetzen und organisatorisch zu verbinden. Die konzeptionelle Arbeit beider Dokumentationsstätten steht ebenso wie das Gesamtprojekt unter der Prämisse, in einem interdisziplinären Kontext Mittel und Wege zur Ansprache vor allem junger Menschen zu finden, um ihnen auch in Zukunft die NS-Geschichte eindrucksvoll vermitteln.

Im Sinne der Vernetzung wurden bislang drei Tagungen durchgeführt. Eine zentrale Einrichtung im Rahmen eines Netzwerkes der „Erinnerungskultur in Ostwestfalen-Lippe“ sollte nach allgemeinen Wünschen vorrangig Aufgaben zur eigenen Arbeitserleichterung in Form von „Informations- und Service-Angeboten“ übernehmen. Angeregt wurden z.B. Listen von regionalen Initiativen, Projekten, Aktivitäten etc. mit Adressen und Projektbeschreibungen, Veranstaltungs-, Literaturhinweise, Verzeichnisse mit Referenten, Wanderausstellungen und Zeitzeugen. Die Anlaufstelle sollte zudem Informationen zur Forschung und erste Hilfestellungen für Laienvorhaben bieten. Überwiegend wurden Angebote angeregt, die langwierige Recherchen ersparen könnten.

Die letzte Tagung „Netzwerk Erinnerungskultur Ostwestfalen-Lippe“ fand am 28. September 2001 in der Universität

Paderborn statt. Sie stellte die Ergebnisse der im März gebildeten Werkstätten Kunst, Archiv, Pädagogik und „Tourismus und NS-Geschichte“ vor. Diese Ergebnisse können zusammen mit weiteren Aufsätzen und Reden in der Broschüre „Werkstattberichte“ nachgelesen werden, die am selben Tag präsentiert wurde. Sie kann im Projektbüro bestellt werden. Weitere Informa-

tionen lassen sich unter [www.nsgedenkstaetten.de/nrw/ow](http://www.nsgedenkstaetten.de/nrw/ow) abrufen. Hier gibt es auch Literatur- und Veranstaltungshinweise. Außerdem besteht die Möglichkeit, Projekte zum Nationalsozialismus durch Eintrag in eine Datenbank vorzustellen und sich über andere NS-historische Aktivitäten in Ostwestfalen-Lippe zu informieren.

## Die Kloppe der sächsischen Hausfrau im 8. Jh. n. Chr.

von Marcus Nümann

In den 60er Jahren wurde im Rahmen der Umgestaltung im östlichen Teil des Paderquellgebietes bei Baggararbeiten ein interessanter wie außergewöhnlicher archäologischer Fund gemacht: ein hölzerner Gegenstand, verziert mit einem leicht idealisierten, gekrönten Porträtkopf. Der Fund gilt heute leider als verschollen. Nur eine Photographie dieses mysteriösen Gegenstandes hat sich im Bestand des Stadtarchivs Paderborn erhalten. Das Verschwinden des Gegenstandes bleibt ebenso unerklärlich, wie lange Zeit seine Form nicht gedeutet werden konnte. Erst mit der 1999 im Staatsarchiv Münster aufgetauchten Abschrift<sup>i</sup> der Kaiserurkunde Karls des Großen läßt sich dieses wundersame Stück Holz identifizieren und genauer in seiner Funktion einordnen.

Das Schriftstück kann mit hoher Wahrscheinlichkeit als Gründungsurkunde des Paderborner Bistums bezeichnet werden.<sup>ii</sup> Obschon sie nur in einer Abschrift vorliegt, halten Historiker die Quelle für glaubwürdig. Die Urkunde bestätigt die Errichtung des Bistums am Ort namens Karlsburg und berichtet von der Weihe der dortigen Kirche durch Papst Leo. Weiterhin wird Karls Lager an den Lippequellen erwähnt, von denen aus er in Richtung Karlsburg aufbricht, dem erneut anreisenden Leo entgegenzukommen, um ihn mit Brot und Bier

in Paderborn in seiner Pfalz zu bewirten. Als er eintrifft, berichtet die Quelle, war Leo schon angekommen und habe sich „[...] vestes suos a mulieribus lavantibus in Padra flumine [...]“<sup>iii</sup> säubern lassen. Die Historiker sehen in den sinnlichen Genüssen, die in der Quelle beschrieben werden, die besondere Anziehungskraft Paderborns auch schon in fränkischer Zeit. Insbesondere verweisen sie auf die „Wirkmächtigkeit des weiblichen Geschlechts in der Geschichte der Stadt“<sup>iv</sup> in Gestalt der erwähnten, lieblichen Waschfrauen, die Karl überhaupt erst an die Quellen gelockt haben sollen.

In diesem Zusammenhang läßt sich der hölzerne Fund und seine Funktion neu bewerten. In der genaueren Betrachtung fällt der lange Stiel und die abgeflachte, küchenbrettartige Gestalt ins Auge. Ähnliche Formen lassen sich in mittelalterlichen Wäscherinnendarstellungen, wie zum Beispiel in der Handschrift *SPLENDER SOLIS* von 1511 auffinden. Hier werden diese Stielbretter zum Schlagen der eingeweichten Wäsche während des Spülvorgangs benutzt. Aufgrund des Fundorts und der urkundlichen Benennung von Waschfrauen an den Paderquellen läßt sich der Fund als ein solches Schlagholz, oder auch Kloppe, genanntes Gerät zur Wäschereinigung identifizieren. Neben den schlichten,

unverzierten Kloppen existieren in spätmittelalterlichen Darstellungen auch Stücke mit geometrischen Mustern. Die Verzierung mit einem gekrönten Porträtkopf gibt allerdings Rätsel auf. Die Form der Krone weist eindeutig in Richtung des Frankenherrschers. Führt man diese These weiter aus, so entsteht ein überraschendes Bild der sächsischen Waschfrauen. Geht man von einer alltäglichen Nutzung des Waschgerätes aus, und dafür spricht seine abgenutzte Oberfläche im Schlag- und Griffbereich, so kann man festhalten, daß das Konterfei Karls in wiederkehrendem Rhythmus auf die Wäsche niederfuhr. Diese Nutzung läßt zwei Interpretationen zu. Zum einen könnte eine mystische Verbesserung der Waschleistung von den sächsischen Hausfrauen angestrebt worden sein: Indem sie sein Abbild auf das Arbeitsgerät schnitzen ließen, glaubten sie vielleicht, auch seine militärische und königliche Kraft in das Schlagholz zu bannen. Bedenkt man Karls militärische Siege und seine Macht über die unterlegenen Sachsen, so läßt sich der Aberglaube nachvollziehen, daß sich mit so beseeltem Gerät der Schmutz viel leichter aus den Kleidern entfernen lassen müßte.

Die andere Interpretation stellt das Handeln der sächsischen Frauen in einen überaus politischen Zusammenhang: Läßt sich der Schmutz vielleicht leichter mit dem Konterfei Karls vertreiben, so bedeutet dies auch, daß Karls Abbild in regelmäßigen Abständen auf ein Stück nasses Textil geschlagen wird, das zudem auf einem Stein widerlagert. Einen von Gott gekrönten Herrscher und römischen Augustus in solcher Art und Weise regelmäßig zu 'verklappen', bedeutet eine eindeutige politische Willensäußerung der sächsischen Hausfrau des 8. Jahrhunderts n. Chr., die demnach vielleicht lieber den Papst und Karl selbst in den Quellen untergetaucht haben würden, als nur seine Kleider.



Das große Waschfest

Diese Arbeit entstand durch zufällige Verknüpfung verschiedener Gedankengänge während einer Autofahrt auf einer Landstraße zwischen Schlangen und Lippspringe. Sie ist eine rein fiktive Erzählung. Die historische Urkunde existiert zwar ebenso wie das als Photographie benannte Bild. In beiden Fällen handelt es sich aber um fingierte Gegenstände. Die historische Quelle ist im Vorfeld der großen Karolinger-Ausstellung in Paderborn durch ein Mitglied des Vereins für Geschichte an der Universität Paderborn erstellt worden. Sie bietet auf nahezu alle noch offenen, fachwissenschaftlich umstrittenen Fragen in bezug auf Karl den Großen und seine Verbindung zu Paderborn eindeutige Antworten. Diese sind stark humoristisch und beziehen Alltägliches der Gegenwart, wie die Verbindung von Schützenverein und weltlicher wie geistlicher Macht, in die historische Alltagsdarstellung mit ein.

Die mehrmalige militärische und politische Niederlage der Sachsen gegenüber Karl verband sich in meiner Vorstellung mit der Idee einer feinsinnigeren Willensäußerung der sächsischen Frauen parallel zu den Schwertern ihrer Ehemänner und deren Niederlagen. Auf diese Weise ergab sich das Vorhaben, ein archäologisches Fundstück zu arbeiten. Zunächst noch als



Portalfigur Idealbildnis Karls des Großen  
reale Kloppe gedacht, verblieb diese Drei-  
dimensionalität im fiktiven Raum der zwei-  
dimensionalen, 'photographischen', jedoch

computergenerierten Erscheinung. Sie soll nun im Museum für Stadtgeschichte Paderborn, im dortigen Bereich der ständigen Ausstellungsfläche der Karolinger-Zeit eingebunden werden. Der museale Kontext, als wissenschaftlich abgesicherter Bereich der Darstellung historischer Wirklichkeit durch eine wissenschaftlich fingierte, historische Schrift und eine subjektive, künstlerische Aussage wird so von mir in Frage gestellt.

- <sup>i</sup> STAM, Fürstentum Paderborn, Kanzlei Nr. 458. Zitiert in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte an der Universität-GH-Paderborn: Verfrühtes Jubiläum - oder: Paderborner Waschfrauen lockten Karl an die Paderquellen, Heft 1, Nr. 12, Paderborn 1999, S. 54-57.
- <sup>ii</sup> Ebd. S. 54.
- <sup>iii</sup> Ebd. S. 55. Übersetzung: [...] seine Kleider von den lieblichen Waschfrauen in der Pader [...].
- <sup>iv</sup> Siehe ebd. S. 57.

**KLAUS TERSTESSE, Das Leben des Bischofs Meinwerk von Paderborn. Erste deutsche Übersetzung der von Franz Tenckhoff 1921 herausgegebenen Vita Meinweri, Paderborn: MuNe-Verlag 2001, 204 S., 12 Abb.**

Die „Vita Meinweri“ ist die bedeutendste mittelalterliche Geschichtsquelle des Bistums Paderborn. Als ihr mutmaßlicher Autor gilt Abt Konrad von Abdinghof (1142–1173). Der große regionalgeschichtliche Wert der Vita ist unbestritten; ohne sie blieben weite Teile der Paderborner Geschichte des frühen 11. Jahrhunderts im Dunkel der Vergangenheit verborgen. Aber auch für die politische Reichsgeschichte des Hochmittelalters ist sie bedeutsam, zeigt sie doch am Beispiel eines herausragenden Vertreters der ottonisch-salischen Reichskirche das Zusammenspiel von Königtum und Bischof. Der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte diene sie wiederholt zur Überprüfung und Weiterentwicklung mediävistischer Fragestellungen. Angesichts des Forschungsinteresses, mehr aber noch angesichts des großen Stellenwerts Meinwerks im historischen Bewusstsein Paderborns überraschte eines immer wieder: Es gab bis heute keine deutsche Übersetzung dieser lateinischen Bischofsbiografie aus dem 12. Jahrhundert.

Die „Vita Meinweri“ setzt sich – typologisch gesehen – aus sehr unterschiedlichen Passagen zusammen. Sie enthält einen Bischofskatalog, zahlreiche Traditionsnotizen, Synodalstatuten und natürlich die für die Textgattung Vita unerlässlichen hagiographischen Abschnitte zum Leben des Bischofs. Letztere werden vorwiegend als Anekdoten erzählt, die Meinwerk (1009–1036) nicht so sehr als heiligen, sondern als gewitzten, aber doch fürsorglichen Bischof darstellen. Als dieser Kaiser Heinrich II. (1002–1024) wieder einmal trickreich eine Schenkung an die Paderborner Kirche abgenötigt hatte, lässt der Autor den missgestimmten Herrscher zu Meinwerk sagen (c. 182, S. 148): „Und du magst den Un-

willen Gottes und all seiner Heiligen erfahren, der du nicht säumst, mich der zugestanden Güter zum Schaden des Reiches zu berauben.“ So zeichnet die Bischofsvita ihren Helden als besitzheischenden Kirchenfürsten, der überdies den Kaiser demütigt, als der es ihm mit gleicher Münze heimzahlen will (c. 187, S. 152f.).

Der literarische Reiz jener Meinwerk-Anekdoten hätte schon früher eine Übersetzung der Vita ins Deutsche wünschenswert gemacht. Dieses dringende Bedürfnis wurde erst jetzt von Klaus Terstesse erfüllt. Seine Ausgabe will allerdings die 1921 erschienene kritische Edition der „Vita Meinweri“ von Franz Tenckhoff nicht ersetzen. Angesichts der Kritik, die Tenckhoffs Ausgabe erfahren hat, bleibt dieses Desiderat also unerfüllt. Terstesse beschränkt sich darauf, den mittellateinischen Text in Übersetzung einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich machen. Das Buch gliedert sich in Vorwort, Zeittafel, Übersetzung, Literaturverzeichnis, Register und einen 12 Fotos umfassenden „Meinwerk-Bilderbogen“. Letzterer zeigt die Profan- und Kirchenbauten Meinwerks sowie die ihm zu Ehren errichteten Grabmäler verschiedener Epochen. Gerade weil sich der Band an ein nichtwissenschaftliches Publikum richtet, hätte ihm eine Einleitung gut getan, die den Leser mit einer Kurzbiografie Meinwerks und den wichtigsten Informationen zur Vita auf die Lektüre des stark geistlich geprägten Textes hätte einstimmen können. So aber wird der gewaltige Unterschied zwischen mittelalterlicher und heutiger Geschichtserzählung den ein oder anderen Leser anfangs befremden. Auch der Fußnotenapparat hätte benutzerfreundlicher gestaltet werden können. In manchen Fällen wird die Herkunft be-

stimmter Informationen gar nicht belegt, in anderen die Überprüfbarkeit durch Verzicht auf eine Seitenangabe erschwert. Oft hilft ein Blick in Tenckhoffs Ausgabe, aus der zahlreiche Fußnoten unkritisch übernommen wurden. Ein sorgfältigeres Lektorat vor der Drucklegung hätte hier Abhilfe schaffen und überdies manchen Druckfehler beseitigen können.

Auch eine kurze Vorbemerkung zu den Prinzipien der Texteinrichtung wäre wünschenswert gewesen. Man fragt sich beispielsweise, warum einige Personennamen in Kapitälchen stehen, andere dagegen nicht. Auch weshalb manche Textpassagen kursiv gesetzt wurden, blieb dem Rezensenten verschlossen. Dankbar ist man für die Gliederung des Textes mittels Zwischenüberschriften, obwohl sie einen recht freien Umgang Terstesses mit dem Text zeigen, der auch sonst Ordnungszahlen von Herrschern, Amtsdaten und Erläuterungen in Klammern in seine Übersetzung einfügt. Korrekturen am Wortlaut (vgl. c. 7, S. 26, wo Prag durch Gnesen ersetzt wird) hätten unterbleiben sollen. Anmerkungen und Berichtigungen gehören in den Fußnotenapparat oder in eine Einleitung, um dem Leser keinen falschen Textindruck zu vermitteln. Die sprachliche Qualität der Übersetzung wird an manchen Stellen ein wenig durch die Absicht beeinträchtigt, der Vorlage möglichst nahe zu kommen, ist insgesamt aber annehmbar, zumal sich gewisse Kritikpunkte natürlich in jeder Übersetzung finden lassen. Die Wendung *iustissimus heres* zum Beispiel, die häufig in den Traditionskapiteln verwendet wird, sollte man anstelle von „wohlangebrachter

Erbe“ (so z. B. c. 54, S. 67) besser mit „rechtmäßiger Erbe“ übersetzen. Neben diesen kritischen Anmerkungen ist vor allem ein besonderer Verdienst von Terstesses Ausgabe hervorzuheben: Der Übersetzer hat sich um eine Identifizierung der zahlreichen Ortsnamen in der „Vita Meinwerici“ bemüht und damit den bisherigen Forschungsstand weit übertroffen. Man darf gespannt sein, inwieweit zukünftige Forschungen diese Identifizierungsvorschläge verifizieren können.

Das Fazit fällt ein wenig zwiespältig aus. Die genannten Einwände sind vorwiegend aus der Perspektive eines wissenschaftlichen Benutzerinteresses formuliert und werden dem Buch, das nicht für das kleine Fachpublikum, sondern für einen breiteren Leserkreis konzipiert ist, auch nicht ganz gerecht. Ein streng wissenschaftlicher Maßstab zur Beurteilung des Bandes ist deshalb wenig angebracht. Auf jeden Fall bleibt das grundsätzliche und höchst anerkennenswerte Verdienst Klaus Terstesses, die Vita erstmals vollständig ins Deutsche übersetzt und damit eine willkommene Anregung zur erneuten Beschäftigung mit der „Vita Meinwerici“ geliefert zu haben. Der Band erfüllt in jedem Fall seinen Zweck: Er macht dem vielbeschworenen geschichtsinteressierten Laien den Text zugänglich. Und mehr noch: Die Fachwissenschaftler werden zukünftig ebenfalls dankbar sein, die kritische Edition Tenckhoffs zusammen mit Terstesses Übersetzung benutzen zu können.

Sascha Käuper

**RELINDE MEIWES, 'Arbeiterinnen des Herrn'. Katholische Frauenkongregationen im 19. Jahrhundert. Geschichte und Geschlechter, Bd. 30, Campus, Frankfurt, New York 2000, 341 S., kartoniert, ISBN 3-593-36460-3.**

Die systematische Untersuchung religiöser Frauengemeinschaften im 19. Jahrhundert stellte bis vor kurzem ein Desiderat dar. Diesem Thema hat Relinde Meiwes sich in ihrer 1998/99 in Bielefeld vorgelegten und 2000 in der Reihe 'Geschichte und Geschlechter' erschienenen Dissertation gewidmet. Es geht ihr ausdrücklich nicht darum, die Geschichte einzelner Gemeinschaften im Detail zu beschreiben. Sie geht vielmehr Fragen der „Feminisierung des Religiösen im Katholizismus“ unter Berücksichtigung sozial-, gesellschafts-, mentalitäts- und geschlechtergeschichtlicher Aspekte nach.

Die Autorin weist zum einen die Feminisierung des kirchlichen Personals nach, die u.a. in dem Befund deutlich wird, daß 1872/73 bereits die weiblichen Kongregationen mehr als 50% der Mitglieder aller religiösen Genossenschaften darstellten. Des weiteren beschreibt sie die zunehmende Gestaltung der kirchlichen Handlungsräume durch Frauen, während Männer in Wirtschaft und Politik tätig waren. Ihre Untersuchung zeigt, daß Frauen im kirchlich-religiösen Leben des 19. Jahrhunderts in der Tat zunehmend präsent waren. In den religiösen Genossenschaften fanden sie weitreichende Möglichkeiten, „Religion aktiv zu gestalten“.

Die Frauen werden als handelnde Subjekte beschrieben, ihre Religiosität wird im weiblichen Lebenszusammenhang betrachtet, Meiwes richtet den Blick auf Motivationen, Hoffnungen, die die Gründerinnen und Mitglieder der weiblichen religiösen Genossenschaften mit ihrem Leben in der klösterlichen Gemeinschaft verbanden. Sie umreißt ein facettenreiches Bild der Möglichkeiten, die sich im Zusammenhang mit Bildung, Ausbildung,

Berufstätigkeit, gesellschaftlicher Anerkennung und persönlicher Zufriedenheit für die Frauen eröffneten. Sie vermeidet Emanzipationsbegriffe des ausgehenden 20. bzw. 21. Jahrhunderts und wählt als Maßstab die gesellschaftlichen Bedingungen des 19. Jahrhunderts, vor deren Hintergrund die Frauenkongregationen keineswegs als rückständig, abhängig und in ihren Handlungsfeldern eingeschränkt erscheinen. Sie waren überdies keineswegs Versorgungsinstitute für Frauen, die schlechte Heiratschancen hatten. Zahlreiche junge, weder mittellose noch unqualifizierte Frauen entschieden sich für das Leben in einer kirchlichen Genossenschaft.

Frauen in den Kongregationen organisierten kirchliche Interessen, revitalisierten und personifizierten, so weist Meiwes überzeugend nach, zunehmend die katholische Kirche; sie erhöhten die gesellschaftliche Wertschätzung weiblicher Caritas. Sie trugen dazu bei, daß die soziale Frage zu einer Aufgabe der Kirche wurde und richteten ihr Augenmerk im Gegensatz zu männlichen kirchlichen Sozialreformern wesentlich mit auf weibliche Armut. Bahnbrechend wirkten sie vor allem auf dem Feld der stationären Krankenpflege und schufen hier die Grundlagen für einen qualifizierten weiblichen Beruf, für den es noch kein weltliches Äquivalent gab. Die Frauen waren als Kranken- und Kinderpflegerinnen, Erzieherinnen, Künstlerinnen, Bauleiterinnen, Gärtnerinnen, Finanzfachfrauen, Bürogehilfinnen und Unternehmerinnen tätig, übten somit nicht nur typisch weibliche Berufe aus. Qualifikation, Leistung und Führungsqualitäten, nicht Herkunft und Besitz führten zum Aufstieg innerhalb der Gemeinschaft.

Meiwes beschreibt diese Pionier-

leistungen eindringlich und zeichnet ein klar konturiertes Bild der innovativen Leistungen der Frauenkongregationen in einem konservativen, ultramontanen Milieu und vor dem Hintergrund einer männlich dominierten amtskirchlichen Hierarchie. Die Autorin wendet sich dezidiert gegen den feministischen Vorwurf, über die katholischen weiblichen Genossenschaften sei die unbezahlte Arbeit von Frauen, die viel beschriebene „weibliche Liebestätigkeit“, ideologisch zementiert worden. Ihre Handlungsspielräume waren, so Meiwes, nicht zuletzt deshalb so groß, weil sich die Amtskirche zwar intensiv mit religiösen Fragen, aber wenig mit den Tätigkeitsfeldern der Kongregationen beschäftigte.

Die hier beschriebenen Frauen waren tatkräftig, dynamisch, pragmatisch orientiert und unterschieden sich damit grundlegend vom Bild der gelehrten Nonne in den Frauenorden vorangegangener Jahrhunderte. Dies mag mit erklären, warum intellektuelle Frauen wie Luise Hensel, Elisabeth Gnauck-Kühne oder Ida Hahn-Hahn zwar ihre Sympathien bekundeten, jedoch selbst nicht in eine Kongregation eingetreten sind.

Dem Anspruch einer überdurchschnittlichen Dissertation wird die Arbeit von Frau Meiwes in mehrfacher Hinsicht gerecht. Die Folie für die Beschreibung der Handlungsräume der Kongregationen, für Fragen nach ihrem Selbstverständnis und ihrem Gemeinschaftsleben sowie ihrem Bild in der Öffentlichkeit bildet die bürgerliche Gesellschaft mit ihren Leitbildern und Ansprüchen. Meiwes berücksichtigt sozialgeschichtliche Fragestellungen wie die nach Gleichheit und Differenz in den Genossenschaften, nach Aufstiegs- und Karrierebedingungen. Sie bettet ihre Ergebnisse in Zusammenhänge des katholischen Milieus ein und kommt so zu Erkenntnissen, die nicht nur geschlechter-

geschichtlich relevant sind. Der weibliche Anteil an Milieufestigungsprozessen ist hier erstmals überzeugend nachgewiesen. Die Tatsache, daß die Kulturkampffahre für die Arbeit der Kongregationen keinen Einbruch bedeuteten, wie dies besonders aus kirchengeschichtlicher Sicht allgemein betont wird, dürfte für die Katholizismusforschung von besonderem Interesse sein.

Hervorzuheben ist die ausgesprochen differenzierte Beschreibung, das vielfach sicher abwägende Urteil und die konzentrierte Darstellung komplizierter Sachverhalte. Es gelingt der Autorin, Aspekte des ausgesprochen weit gespannten Fragehorizonts immer wieder zu verzahnen und ein hohes analytisches Niveau mit anschaulichen Beschreibungen von Handlungsräumen und Lebensentwürfen zu verknüpfen.

Nicht unerwähnt bleiben sollte, daß die Studie für Paderborn als verdichteter katholischer Region von besonderer Bedeutung ist, in der sich die Schwestern der christlichen Liebe, aus deren Konstitutionen sie das Titelzitat „Arbeiterinnen des Herrn“ entnommen hat, Vinzentinerinnen und Franziskanerinnen (Salzkotten) niederließen.

Meiwes beschreibt die Kongregationsgründerin Pauline von Mallinckrodt beispielsweise unter Rekurs auf Max Weber als charismatische Persönlichkeit, eine Kategorie, die Weber ausschließlich auf Männer bezieht. Zurecht bemerkt sie, nicht zuletzt die Seligsprechungsanstrengungen verschiedener Gründerinnen zeigten, daß es zweifellos auch charismatische Frauen gegeben habe. Zumindest ansatzweise gibt Meiwes' Arbeit auch Antwort auf die Frage, warum Pauline von Mallinckrodt als Einzelpersönlichkeit derart verehrt wurde und wird. „Selbstbewußt und im Wissen um die Qualität ihrer Arbeit“ hat sie sich zu Lebzeiten in der Öffentlichkeit gezeigt

und auch ein autobiographisches Fragment hinterlassen.

Solche Selbstzeugnisse fehlen für andere Kongregationsgründerinnen und -mitglieder fast ganz, ein Tatbestand, der überdies ein Licht auf die schwierige Quellenlage im Zusammenhang mit den Kongregationen wirft. Die meisten waren und sind heute noch Selbstdarstellungen gegenüber skeptisch bis ablehnend. Sie wirkten und wirken vorwiegend im Verborgenen. Dies mag ebenso wie die Tatsache, daß in Paderborn im Zusammenhang mit Frauenkongregationen vor Ort Verehrung nach wie vor über kritische Würdigung dominiert, dazu beigetragen haben, daß die innovativen Leistungen der Vinzentinerinnen in der stationären Krankenpflege bislang nicht annähernd so wahrgenommen wurden wie Pauline von Mallinckrodt.

Insgesamt werden wichtige neue Einsichten vermittelt; es werden nicht nur

Antworten, sondern Anstöße zu zahlreichen weiteren Fragen gegeben, etwa nach der Verzahnung der Kongregationen mit kirchlichen Frauenvereinen, nach der Rolle der Kongregationen in den kriegerischen Ereignissen des 19. Jahrhunderts, nach Diakonissen in der Krankenpflege u.a. mehr.

Relinde Meiwes hat ihre intensive wissenschaftliche Beschäftigung mit zölibatären Frauengenossenschaften in doppeltem Wortsinn als 'klösterliche Klausur' etikettiert; diese Selbstreflexion im Zusammenhang ihrer Arbeit mag, – diese Bemerkung sei abschließend gestattet – , als Hinweis darauf verstanden werden, daß Frauen sich, indem sie Historikerinnen werden, einer Wissenschaftstradition verpflichten, die, wie Adorno schreibt, in ihren Ursprüngen dem Klausur-Mönch, zölibatären Männergesellschaften also verbunden war.

Barbara Stambolis

**WOLFGANG BOCKHORST/WOLFGANG MARON, Geschichte der Stadt Rütthen. Paderborn 2000. Studien und Quellen zur westfälischen Geschichte, Band 37. Bonifatius Verlag, 1024 Seiten, zahlreiche farb. und s/w Abbildungen.**

1000 Seiten Stadtgeschichte Rütthen – die Publikation anlässlich des 800 jährigen Stadtjubiläums reiht sich nahtlos in die Vielzahl der umfangreichen und qualitätvollen Neuerscheinungen zur Geschichte westfälischer Städte ein. Mit Wolfgang Bockhorst vom Westfälischen Archivamt und Wolfgang Maron, der zuletzt in Band 3 der Paderborner Stadtgeschichte einen Beitrag zum 19. Jahrhundert veröffentlicht hat, zeichnen zwei Herausgeber für das Werk verantwortlich, die sich in vielfacher Hinsicht als Kenner der westfälischen Geschichte ausgewiesen haben. Ihnen und der Stadt Rütthen ist es gelungen, ein Team von Autoren zu verpflichten, deren Namen sich wie das „who is who“ der Archivwis-

senschaftler und Regionalhistoriker liest. Aber auch altgediente Heimatforscher wie der inzwischen verstorbene Walter Wahle lieferten Beiträge, so daß eine ausgewogene Mischung von Kenntnis der lokalen Besonderheiten und Einbeziehung überregionaler Forschungsfragen hergestellt wurde.

Gegliedert ist die Stadtgeschichte in vier Großkapitel, wobei das erste Kapitel „Grundlagen“ mit Aufsätzen zur Geologie und Vor- und Frühgeschichte sowie einem stadthistorischen Rundgang den Charakter einer kurzen, aber obligatorischen Overtüre zu den Hauptkapiteln Mittelalter, Frühe Neuzeit sowie 19. und 20. Jahrhundert hat. Diese Gewichtung ist nicht zuletzt der Tatsache geschuldet, daß die Sied-

lungsgeschichte Rüthens in der Vor- und Frühgeschichte auf Befunde aus den Nachbargemeinden zurückgreifen muß. Ganz anders ist die Situation bei der Beschäftigung mit der Geschichte Rüthens im Mittelalter und der Frühen Neuzeit – hier können die Bearbeiter aus dem Vollen d.h. einer dichten archivalischen und bauhistorischen Überlieferung schöpfen. Neben Beiträgen die eher chronologisch orientiert sind und die Stadtgeschichte anhand der zentralen Ereignisse erläutern, stehen thematische Abhandlungen zu Recht und Verfassung, wirtschaftlicher Entwicklung, Religion und Kirche sowie zur Sachkultur und Lebenswelt. Die ohne Frage wichtigste schriftliche Quelle der Rüthener Stadtgeschichte, das über 600 Jahre gültige Stadt-

recht, wurde neu ediert und vollständig abgedruckt. Eine Übersetzung des für den heutigen Leser unverständlichen Textes ist allerdings unterblieben. Bemerkenswert ist der Beitrag von Friedhelm Sommer zum Dreißigjährigen Krieg, der auf einer beeindruckenden Quellenkenntnis basiert. Aus der lokalen Perspektive wird ein Blick in den Alltag des mörderischen Krieges möglich, der durch umfangreiche Quellenzitate eine große Nähe zum Geschehen schafft. In der Zusammenschau ergibt sich somit ein facettenreiches Bild einer westfälischen Kleinstadt, deren mächtige Stadtmauer bis heute die mittelalterliche Vergangenheit der Stadt dokumentiert.

Andreas Neuwöhner

**KLAUS RIDDER/HANS-HUGO STEINHOFF (HRSG.), Frühe Nürnberger Fastnachtspiele. Schöningsh's mediävistische Editionen, Bd.4, Paderborn u.a. 1998, 202 Seiten.**

*Schweig still vnd halt all die Meuler zu,  
Hort, was man euch verkunden thu.*

Mit solchen Rufen stürmten im 15. Jahrhundert zur Fasnachtsnachtszeit junge, kostümierte Männer in städtische Wirtsstuben und Festsäle großbürgerlicher Häuser, um ohne Bühne und Kulisse mit derben Versen und unbändigen Gebärden kurze Schauspiele aufzuführen. Nur wenige Textvorlagen sind überliefert, der einzige größere Bestand liegt mit einem Dutzend Handschriften aus Nürnberg vor. Die produktivsten Autoren waren der Rotschmied und Büchsenmeister Hans Rosenplüt (†1460) und der Barbiermeister Hans Folz (†1513). Bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts legte Adelbert von Keller eine Edition zahlreicher Stücke vor. Doch dem Zeitgeist entsprechend verzichtete er dabei auf besonders drastische Beispiele. Diese Lücke zu schließen war das Anliegen einer Gruppe von Studierenden der Universität Paderborn: Oliver Huck, Silvia

Kretschmer, Christina Lechtermann, Martin Przybilski, Ulrike Sals und Klaudia Wegge wählten sieben Beispiele aus, um die Bandbreite dieser populären Literaturform zu verdeutlichen. Die Germanistikprofessoren Klaus Ridder (jetzt Universität Bielefeld) und Hans-Hugo Steinhoff betreuten das Projekt.

Einer Einführung in die Textgattung, Überlieferungssituation und den Grundsätzen der Edition folgen die Texte der ausgewählten Spiele, versehen mit philologischen Anmerkungen und Worterläuterungen. Im *vasnacht spil vom dreck*, das wegen seiner Schlichtheit sich hier als Beispiel anbietet, wird in der Tuchscherergasse ein *kunter*, ein ‚Ungetüm‘ entdeckt, ein Scheißhaufen von beeindruckender Größe, und die herbeilaufenden Bauern mit kuriosen Namen wie *Affenschwantz* und *Lullholtz* machen Vorschläge, was damit anzufangen sei. Man könnte Badeschwämme daraus machen, rät einer, andere erwägen die

kulinarische Nutzung, Herr Ottentantz meint, es könnte ein Drechsler ein Trinkgefäß daraus verfertigen: „*Ich vrteil hie von diesem quader/ Es duncket mich so ein edler flader/ Wir sollten es ein drechsel lassen seen/ Ob er ein kopff darauß mocht dreen/ Den dorfft man weder pichen noch wurtzen/ Er smecket sust sauberlich von furtzen/ Vnd wer darauß gern wird trincken/ Dem mocht der adem wol darnach stincken.*“ Schließlich werden Ärzte herbeigerufen, die *Schlickewurst* heißen oder *Nasenschmer*. Sie untersuchen den Fladen und erteilen Ratschläge, was zu tun sei, wenn man von einem solchen Ungetüm geplagt würde. Als Urheber gibt sich schließlich, der Textgattung gemäß, ein Bauer zu erkennen, der sich über das große Aufsehen wundert und schließlich schildert, er habe vor Freude, diesen *eckstein* loszuwerden, sogar das Fest vergessen, zu dem er hinlaufen wollte. Am Schluß formuliert der Bauer die Moral von der Geschichte: „*Vnd wer begabt mit aller kunst/ Vnd hett auch aller frauen gunst/ ... Mocht er die nuß nit pald abdrucken/ Seine hochste Freud die ging auff krucken.*“

Knappe Kommentaren erleichtern im zweiten Teil des Buches den Zugang zu den Stücken. Die Rubrik ‚Mittel der Komik‘ ist dabei keine germanistische Pedanterie. Was im 15. Jahrhundert komisch war, muß uns nicht immer unmittelbar einleuchten. Die Stücke wenden würdevolle Szenarien, vor allem Gerichtsverhandlungen und Hofzeremonien, ins Grotteske. Der in diesem Rahmen getriebene Scherz beruht auf dem metaphorischen Spiel mit den menschlichen Ausscheidungen, mit Gewalt und Sexualität, und nicht zuletzt auf dem Lächerlichmachen der ‚Anderen‘: meist der Bauern, in einigen Fällen der Juden. Eine political correctness, die heute jeder Fernsehcomedian beim Ausfeilen seiner Show mit Blick aufs Publikum, Programmver-

antwortliche und Werbekunden mitdenken muß, ein solches Denkraster gab es wohl nicht. Auch die Obrigkeit griff nur an bestimmten Punkten ein. Der Nürnberger Stadtrat untersagte das sonst übliche Tragen von Masken und die offizielle Entlohnung der Spielgruppen, doch auf die Inhalte nahm man anscheinend keinen Einfluß. Das Potential der grobianischen Komik lag gleichwohl darin, daß die spätmittelalterliche Gesellschaft zwar bei weitem nicht so ‚verklemmt‘ war wie das 19. Jahrhundert, doch von einem irgendwie ‚natürlichen‘ Verhältnis – was immer das sein mag! – zum Körper und seinen Funktionen war man ebenso weit entfernt. Die Komik erwuchs aus dem kurzfristigen Einbruch des Anrühigen und Triebhaften in die auf Ehre und standesgemäßes Verhalten gründende stadtbürgerliche Gesellschaft.

Die Bearbeiter widerstehen der Versuchung, die Stücke als Zeugnisse subversiver ‚Gegenkultur‘ des ‚einfachen Volkes‘ zu stilisieren. Gerade die antijüdischen Tendenzen zeigen, daß man den Fastnachtspielen ohne Distanz und ein Gespür für die Fremdheit der spätmittelalterlichen Mentalität nicht gerecht wird. Trotzdem: In einer Zeit des Wehklagens über die Spaßgesellschaft und des Kopfschüttelns über den die Geschmacksgrenzen ausreizenden Comedyboom kann es lehrreich sein, einen Blick auf die Unterhaltungskultur des ausgehenden Mittelalters zu werfen. Harald Schmidt ist ohnehin schon als intellektueller Stachel im Fleisch des Kommerzfernsehens rehabilitiert, doch neben Rosenplüt und Folz gestellt sehen wir auch Grobiane wie Stefan Raab und Ingo Appelt im anderen Licht: als Handwerksmeister bürgerlicher Unterhaltungskultur.

Roland Linde

## Der Verein für Geschichte an der Universität Paderborn

Der Verein für Geschichte (VfG) ist 1983 gemeinsam von Studierenden und Lehrenden an der Paderborner Hochschule gegründet worden. Ziel war, und ist es nach wie vor, Forschungen – insbesondere zur Geschichte des westfälischen Raumes – zu fördern und durch Publikation einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Zu diesem Zweck gibt der VfG mehrere Buchreihen heraus: Die *Paderborner Historischen Forschungen* (PHF), die *Paderborner Beiträge zur Geschichte* (PBG) und, in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Paderborn, die *Bibliographien zur westfälischen Regionalgeschichte*.

Unsere Mitglieder erhalten von den seitens des Vereins für Geschichte herausgegebenen Büchern je ein kostenloses Exemplar als Arbeitsgrundlage. Ältere Veröffentlichungen können zu einem günstigen Mitgliederpreis erworben werden.

Daneben existiert mit den vorliegenden „*Mitteilungen des Vereins für Geschichte an der Universität Paderborn*“ ein weiteres Publikationsorgan, welches im wesentlichen für kleinere Arbeiten gedacht ist. Neben regionalgeschichtliche Fragen behandelnden Aufsätzen und Miscellen, die mit Blick auf die Zielrichtung des Vereins naturgemäß den inhaltlichen Schwerpunkt bilden, ist hier Raum für Beiträge aus dem gesamten Spektrum historischer Forschung.

Ein weiteres Anliegen des VfG betrifft die Kommunikation und den Austausch zwischen historisch Interessierten. Ein Forum hierzu bietet der *Historische Gesprächskreis*, der etwa drei mal jährlich unter einer be-

stimmten Themenstellung stattfindet. Die Termine werden jeweils in den Mitteilungen unter der Rubrik Veranstaltungen angekündigt.

Wir arbeiten übrigens durchweg ehrenamtlich. Der VfG finanziert sich allein durch die Mitgliedsbeiträge (derzeit 25,00 Euro pro Jahr/Studierende 15,00 Euro) und Spenden.

Sie möchten auch Mitglied werden? Kein Problem!

Sie können uns schreiben:

**Verein für Geschichte an der Universität Paderborn**  
c/o Die Sprachwerkstatt GmbH  
Stettiner Straße 42  
33106 Paderborn

Oder anrufen:

**Hubert Tietz 05251/730055**

Oder eine E-Mail schicken:

**[info@die-sprachwerkstatt.de](mailto:info@die-sprachwerkstatt.de)**

Wir freuen uns! Übrigens – als neues Vereinsmitglied erhalten Sie mit dem „Paderborner Künstlerlexikon“ ein attraktives und hochwertiges Begrüßungsgeschenk.

**Ansprechpartner an der Universität:**

Stefanie Dick M.A. (N 2.307)

Prof. Dr. Frank Göttmann (N 2.329)

Barbara Stenger (V 1.203)

## Vereinsveröffentlichungen

Die vom Verein für Geschichte herausgegebenen Bücher erhalten Sie im Buchhandel. Sie können jedoch auch direkt beim Verlag bestellen:

SH-Verlag GmbH, Osterather Str. 42, 50739 Köln  
Tel. 0221/9561740, Fax 0221/9561741, E-Mail: info@sh-verlag.de

Vereinsmitglieder können, sofern sie direkt beim Verlag bestellen, unter Angabe der jeweiligen Mitgliedsnummer unsere Veröffentlichungen zu einem ermäßigten Preis beziehen!

### Paderborner Historische Forschungen (PHF)

Bd. 1: MARGIT NAARMANN, Die Paderborner Juden 1802–1945. Emanzipation, Integration und Vernichtung. Ein Beitrag zur Geschichte der Juden in Westfalen im 19. und 20. Jahrhundert, Schernfeld 1988, 504 S., Abb.

Bd. 2: UDO STROOP, Preußische Lehrerinnenbildung im katholischen Westfalen. Das Lehrerinnenseminar in Paderborn (1832–1926), Schernfeld 1992, 262 S., Abb.

Bd. 3: FRIEDHELM GOLÜCKE, Der Zusammenbruch Deutschlands – eine Transportfrage? Der Altenbekener Eisenbahnviadukt im Bombenkrieg 1944/45, Schernfeld 1993, 336 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 4: LUDGER GREVELHÖRSTER, Münster zu Anfang der Weimarer Republik. Gesellschaft, Wirtschaft und kommunalpolitisches Handeln in der westfälischen Provinzialhauptstadt 1918 bis 1924, Schernfeld 1993, 253 S., Abb.

Bd. 5: THEODOR FOCKELE, Schulreform von oben. Das Paderborner Elementarschulwesen im 19. Jahrhundert zwischen Tradition und Neuordnung. Entwicklung,

Lehrer, Schullokale, Vierow 1995, 400 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 6: LUDGER GREVELHÖRSTER/WOLFGANG MARON (Hrsg.), Region und Gesellschaft im Deutschland des 19. und 20. Jahrhunderts. Studien zur neueren Geschichte und westfälischen Landesgeschichte. Karl Hüser zum 65. Geburtstag, Vierow 1995, 183 S.

Bd. 7: MARGIT NAARMANN, Paderborner jüdische Familien, Vierow 1998, 350 S., Abb.

Bd. 8: KARL HÜSER, Zwischen Kreuz und Hakenkreuz. Das Amt Kirchborchen und seine Gemeinden im „Dritten Reich“ 1933 bis 1945, Vierow 1997, 155 S., Abb.

Bd. 9: DETLEF GROTHMANN, „Verein der Vereine?“ Der Volksverein für das katholische Deutschland im Spektrum des politischen und sozialen Katholizismus der Weimarer Republik, Köln 1997, 618 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 10: KARL HÜSER, „Unschuldig“ in britischer Lagerhaft? Das Internierungslager No. 5 Staumühle 1945–1948, Köln 1999, 128 S., Abb.

Bd. 11: FRANK GÖTTMANN/PETER RESPONDEK (Hrsg.), Historisch-demographi-

sche Forschungen. Möglichkeiten, Grenzen, Perspektiven. Mit Fallbeispielen zur Sozial- und Alltagsgeschichte Westfalens (14.–20. Jahrhundert), Köln 2001, 198 S., Abb.

### **Paderborner Beiträge zur Geschichte (PBG)**

Heft 1: DIETER RIESENBERGER, Der Friedensbund deutscher Katholiken. Versuch einer Spurensicherung, Paderborn 1983, 31 S., Abb.

Heft 2: REINHARD SPRENGER, Landwirtschaft und Bauern im Senneraum des 16. Jahrhunderts, Paderborn 1986, 99 S.

Heft 3: DIETMAR WÄCHTER, Katholische Arbeiterbewegung und Nationalsozialismus, Paderborn 1989, 148 S., Abb.

Heft 4: JOSEF KIVELITZ, Zwischen Kaiserreich und Wirtschaftswunder. Mein Leben in Paderborn, bearb. von Friedhelm Golücke, Paderborn 1990, 143 S., Abb.

Heft 5: DIDIER VERSHELDE/JOSEF PETERS, Zwischen zwei Magistralen. Zur Geschichte der Eisenbahnstrecke Paderborn–Brackwede(–Bielefeld) 1845–1994, Vierow 1995, 151 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Heft 6: KIRSTEN HUPPERT, Paderborn in der Inflationszeit. Die soziale und wirtschaftliche Entwicklung zwischen 1919 und 1924, Vierow 1998, 115 S., Abb.

Heft 7: MARC LOCKER/REGINA PRILL/EVA MARIA KÜHNEL/MELANIE KNAUP/CARSTEN SCHULTE u.a. [Bearb.], Als die Bomben fielen... Beiträge zum Luftkrieg in Paderborn 1939–1945, Vierow 1998, 175 S., Abb.

Heft 8: BARBARA STAMBOLIS, Luise Hensel (1798–1876) Frauenleben in historischen Umbruchzeiten, Vierow 1999, 114 S., Abb.

Heft 9: KLAUS ZACHARIAS, Zur Geschichte des Kapuzinerklosters in Paderborn 1612–1834. Das „Jahrbuch der Capuziner in Paderborn“ des P. Basilius Krekeler von 1859, Vierow 1999, 109 S., Abb.

Heft 10: MARGIT NAARMANN, Ein Auge gen Zion... Das jüdische Umschulungs- und Einsatzlager am Grünen Weg in Paderborn 1939–1943, Köln 2000, 184 S., Abb.

Heft 11: UDO SCHLICHT, „Holtzhauer“ und feine Gefäße. Die Glashütten im Fürstbistum Paderborn zwischen 1680 und 1800, Köln 2000, 149 S., Abb.

### **Bibliographien zur westfälischen Regionalgeschichte**

UTE KAMPMANN-MERTIN, Paderborner Bibliographie 1578–1945, Paderborn 1992, 229 S.

ROLF-DIETRICH MÜLLER u.a., Paderborner Bibliographie 1980/81 ff., Paderborn 1988 ff.

#### Zuletzt erschienen:

ALEXANDRA MEIER/ROLF-DIETRICH MÜLLER/HEIKE THEBILLE, Paderborner Bibliographie 1990–1994 (mit Nachträgen aus früheren Jahren), Paderborn 1999, 132 S.

DETLEF GROTHMANN, Die Warte. Heimatzeitschrift für die Kreise Paderborn und Höxter. Gesamtverzeichnis der Jahrgänge 1 (1933) bis 60 (1999), Köln 2000.

### Weitere Veröffentlichungen/ Mitherausgeberschaften

IRMHILD KATHARINA JAKOBI-REIKE, Die Wewelsburg 1919 bis 1933. Kultureller Mittelpunkt des Kreises Büren und überregionales Zentrum der Jugend- und Heimatpflege (Schriftenreihe des Kreismuseums Wewelsburg 3), Paderborn 1991, 163 S., Abb.

FRIEDERIKE STEINMANN/KARL-JOSEF SCHWIETERS/MICHAEL ASSMANN, Paderborner Künstlerlexikon. Lexikon Paderborner Künstlerinnen und Künstler des 19. und 20. Jahrhunderts in der Bildenden Kunst, Schernfeld 1994, 309 S., Abb.

### Historischer Gesprächskreis

Die nächste Veranstaltung des Historischen Gesprächskreises des VfG findet statt wie folgt. Interessenten sind wie immer herzlich eingeladen!

Dienstag, den 29. Januar 2002, um 20.00 Uhr in der Gaststätte Libori Eck:

„...in selten vorkommenden Grade verseucht...“ – Paderborner Wassernöte am Ende des 19. Jahrhunderts  
Referent: Jörg Heger

#### Autorenverzeichnis

KAI HASENBEIN, Lehramtsstudent (Sek. II/I) in den Fächern Germanistik und Geschichte. Studienschwerpunkte: Medienpädagogik/-didaktik, Sozial- und Schulgeschichte der neuesten Zeit.

ANNETTE HENNIGS, wissenschaftliche Archivarin, Mitarbeiterin des NW Staatsarchivs Münster. Veröffentlichungen zur frühneuzeitlichen Kirchen-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Grafschaft Lippe und zur Geschichte der Stadt Detmold im Dritten Reich.

SASCHA KÄUPER, Studium der mittelalterlichen Geschichte, Älteren deutschen Literaturwissenschaft und Medienwissenschaften in Paderborn und Tübingen, M. A. 1999, Mitarbeit an der Paderborner Karolingerausstellung 1999, seit 2000 Arbeit an einer Promotion über Benediktinerklöster in Bischofsstädten des Hochmittelalters, Veröffentlichungen zur Karolingerzeit und Rezensionen.

DR. JULIANE KERZEL, Studium u.a. der Volkskunde/Europäische Ethnologie, Neue Geschichte und Ethnologie an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, Promotion über „Die kulturelle Gestaltung des Sonntags im 20. Jahrhundert“, Mitarbeiterin an diversen westfälischen Museen (u.a. Stadtmuseum Gütersloh, Hagen, Gladbeck und Iserlohn, Historisches Museum Bielefeld), Schwerpunkte Ausstellungenkonzeption und Dokumentation, seit 2000 Projektmanagerin der „Planungswerkstatt Erinnerungskultur“ beim Kreis Gütersloh.

PROF. DR. MARIE -LUISE KLEIN, Sportwissenschaftlerin an der Universität Paderborn, zahlreiche Veröffentlichungen zur Sportsoziologie.

WIEBKE LAMPRECHT, Mitarbeiterin der Transferstelle "Uniconsult" der Universität Paderborn, Veröffentlichungen zur Paderborner Sportgeschichte.

MARCUS NÜMANN, Lehramtsstudent (Sek. II/I) in den Fächern Kunst und Geschichte an der Universität Paderborn.

DR. BARBARA STAMBOLIS, Privatdozentin für neuere und neueste Geschichte an der Universität Paderborn, Veröffentlichungen zur Festforschung (Frühe Neuzeit, 19. und 20. Jh.), Vereinsforschung, Geschlechtergeschichte, Regional- und Stadtgeschichte, historischen Friedensforschung und zur Jugend- und Generationenproblematik im 20. Jh. sowie über soziale Brennpunkte nach 1945.

DR. HEINRICH STIEWE, Volkskundler, Mitarbeiter des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold, zahlreiche Veröffentlichungen zur historischen Bauforschung und ländlichen Siedlungsgeschichte